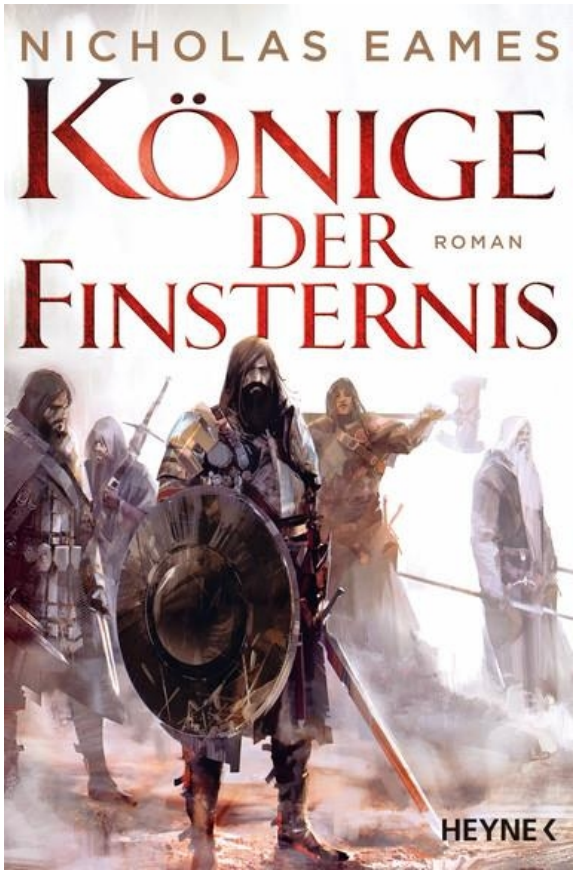


Leseprobe

Nicholas Eames

Könige der Finsternis

Roman

»George R.R. Martin meets Terry Pratchett.« *Buzzfeed Books*

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €

amazon.de Thalia Hugendubel.de Das Lesen ist schön!

Seiten: 640

Erscheinungstermin: 11. Februar 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Das Buch

Einst war Clay Cooper ein Held, eine lebende Legende. Als Mitglied der berühmt-berüchtigten Söldnertruppe Die Saga erlegte Clay gemeinsam mit seinen Gefährten Gabe, Ganelon, Matrick und dem Zauberer Moog Drachen, kämpfte gegen Riesen und brach reihenweise die Herzen der Frauen. Nun, beinahe zwanzig Jahre später, hat Clay grau meliertes Haar, arbeitet bei der Stadtwache in Decktal und führt mit seiner Frau Ginny und seiner Tochter Tally ein ruhiges, bescheidenes Leben. Doch mit der Idylle ist es schnell vorbei, als eines Abends sein alter Freund Gabe vor Clays Tür steht und ihn um Hilfe bittet: Im fernen Königreich Castia wütet ein grausamer Krieg, und ausgerechnet dort hält sich Gabes Tochter Rose auf. Gabe ist fest entschlossen, sie zu retten, und dazu möchte er Die Saga wieder zusammenbringen. Werden sich Clay und die alten Gefährten auf diese Herausforderung einlassen, die riskanter ist, als jedes Abenteuer, das sie bisher bestehen mussten? Schließlich führt der Weg nach Castia direkt durch das Herzwyld – ein undurchdringliches Dickicht voller magischer Kreaturen und tödlicher Gefahren –, und ab einem gewissen Alter ist es nicht mehr so leicht, ein Held zu sein …

Der Autor

Nicholas Eames wurde in Wingham, Ontario geboren. Er besuchte das College für Theaterkünste, gab das Schauspielen aber auf, um Fantasy-Romane zu schreiben. *Könige der Finsternis* ist sein Debütroman. Er lebt in Ontario, Kanada.

Mehr über Autor und Werk erfahren Sie auf:
www.nicholaseames.com

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
KINGS OF THE WYLD

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage
Deutsche Erstausgabe 03/2019
Redaktion: Joern Rauser
Copyright © 2017 Nicholas Eames
Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlagillustration: Richard Anderson
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-31887-8

www.heyne.de

Für Mutter, die es immer geglaubt hat.
Für Rose, die es immer gewusst hat.
Für Vater, der es niemals ganz wissen wird.

1

Ein Geist auf der Strasse

Clay Coopers Schatten wirkte mächtiger, als der Mann in Wirklichkeit war. Allerdings überragte er immer noch die meisten anderen Menschen, hatte breite Schultern und einen Brustkorb wie ein Fass mit Eisenringen. Seine Hände waren so groß, dass die meisten Krüge darin wie Teetassen aussahen, und das Kinn unter seinem zotteligen braunen Bart wirkte so breit und scharfkantig wie ein Schaufelblatt. Aber sein Schatten, der durch die untergehende Sonne verlängert wurde, schlich wie die beharrliche Erinnerung an den Mann, der er einmal gewesen war, hinter ihm her: gewaltig und dunkel und mehr als nur ein wenig monströs.

Clay hatte sein Tagewerk vollbracht und schlich nun den ausgetretenen Pfad entlang, der in Decktal als Hauptstraße galt. Er grinste und nickte all jenen zu, die vor dem Einbruch der Dunkelheit noch schnell nach Hause wollten. Dabei trug er den grünen Wappenrock der Wächter über einem schäbigen Lederwams, und an seiner Hüfte hing ein abgenutztes Schwert in einem groben alten Futteral. Seinen Schild – mit den Jahren durch die Wirkung vieler Äxte und Pfeile und zupackender Krallen abgeplatzt, eingedellt und zerkratzt – hatte er sich über den Rücken geschlungen, und sein Helm … na ja, Clay hatte den, der ihm in der letzten Woche vom Sergeanten gegeben worden war, verloren, so wie er den, den er vor einem Monat erhalten hatte,

inzwischen verlegt hatte. So etwas passierte ihm während der beinahe zehn Jahre, die er nun schon in der Wache verbrachte, fast jeden Monat.

Ein Helm versperrte die freie Sicht und behinderte das Hören, und meistens sah man darunter einigermaßen dämlich aus. Clay Cooper mochte einfach keine Helme, das war alles.

»Clay! He, Clay!« Pip kam zu ihm herübergetrottet. Der Junge trug ebenfalls das Grün der Wächter und hatte seinen eigenen lächerlichen Flachhelm in die Armbeuge gesteckt. »Ich hab grade meinen Dienst am Südtor hinter mir«, sagte er fröhlich. »Und du?«

»Nord.«

»Nett.« Der Junge grinste und nickte, als hätte Clay nicht bloß das Wort *Nord* gemurmelt, sondern etwas außerordentlich Interessantes von sich gegeben. »Gibt's da draußen irgendwas Spannendes?«

Clay zuckte die Achseln. »Berge.«

»Ha! ›Berge‹, sagt er. Mustergültig. He, hast du gehört, dass Ryk Yarsson draußen bei Tassels Hof einen Zentauren gesehen hat?«

»Vermutlich war es ein Elch.«

Der Junge schenkte ihm einen zweifelnden Blick, als ob es höchst unwahrscheinlich sei, dass Ryk statt eines Zentauren tatsächlich nur einen Elch gesehen hatte. »Wie auch immer, kommst du noch für ein paar Becher mit in den *Königskopf*?«

»Das sollte ich lieber nicht tun«, sagte Clay. »Ginny erwartet mich zu Hause, und …« Er verstummte, denn eine bessere Entschuldigung hatte er nicht.

»Ach, bitte«, stachelte Pip ihn an. »Dann eben nur einen … einen einzigen Becher.«

Clay grunzte, blinzelte in die Sonne und wog die Aussicht auf Ginnys Zorn gegen den bitteren Geschmack des Bieres ab, das

ihm durch die Kehle rinnen würde. »Also gut«, gab er nach. »Aber wirklich nur einen einzigen Becher.«

Schließlich war es harte Arbeit, den ganzen Tag nach Norden zu schauen.

Im *Königskopf* war es schon ziemlich voll; an den langen Tischen drängten sich die Gäste, die nicht nur zum Trinken, sondern auch zu Klatsch und Tratsch herkamen. Pip drängte sich zur Theke, während Clay einen Platz an einem Tisch fand, der so weit wie möglich von der Bühne entfernt stand.

Die Gespräche um ihn herum waren von der üblichen Art: das Wetter und der Krieg, und beides war nicht besonders verheißungsvoll. Weit im Westen, im Endland, hatte es eine große Schlacht gegeben, und den Gerüchten zufolge war sie nicht besonders gut verlaufen. Eine ganze Armee der Republik, die zwanzigtausend Mann umfasste und von einigen Hundert Söldnertruppen unterstützt wurde, war von einer Herzwyld-Horde überrannt worden. Die wenigen, die davongekommen waren, hatten sich in die Stadt Castia zurückgezogen und wurden nun dort belagert. Sie mussten Krankheit und Hunger trotzen, während sich der Feind außerhalb der Mauern an den Toten gütlich tat. Außerdem war der Boden heute Morgen ein wenig gefroren gewesen, was für den frühen Herbst recht ungewöhnlich war.

Pip kehrte mit zwei Krügen und zwei Freunden zurück, die Clay nicht kannte und deren Namen er – kurz nachdem sie ihm mitgeteilt worden waren – schon wieder vergessen hatte. Aber es schienen eher nette Kerle zu sein. Clay konnte sich bloß keine Namen merken.

»Du warst also bei der Truppe?«, fragte der eine. Er hatte strähnige rote Haare, und sein Gesicht war eine postpubertäre Masse aus Sommersprossen und angeschwollenen Pickeln.

Clay nahm einen tiefen Zug aus seinem Krug, setzte ihn ab und sah zu Pip hinüber, der immerhin den Anstand besaß, beschämt zu wirken. Dann nickte er.

Die beiden warfen sich einen verstohlenen Blick zu, dann beugte sich Sommersprosse über den Tisch. »Pip sagt, ihr Jungs habt den Kaltfeuerpass drei Tage lang gegen tausend wandelnde Tote gehalten.«

»Ich hab zwar nur neunhundertneunundneunzig gezählt«, berichtigte ihn Clay. »Aber ganz schön viele waren das schon, ja.«

»Er sagt, ihr habt Akatung den Schrecken getötet«, meinte der andere, dessen Versuch, sich einen Bart wachsen zu lassen, lediglich ein paar flaumige Büschel hervorgebracht hatte, über die die meisten Großmütter höhnisch gelacht hätten.

Clay nahm noch einen Schluck, dann schüttelte er den Kopf. »Wir haben ihn bloß verletzt. Aber ich hab gehört, dass er später in seinem Nest gestorben ist. Friedlich. Im Schlaf.«

Sie wirkten enttäuscht, dann jedoch stieß Pip den einen mit dem Ellbogen an. »Frag ihn nach der Belagerung von Hohlberg.«

»Hohlberg?«, murmelte Flaumi, und seine Augen wurden so groß wie Hofmünzen. »Warte mal, meinst du die Belagerung von Hohlberg? Dann war die Truppe, in der du gedient hast …«

»Die *Saga*«, beendete Sommersprosse den Satz mit großer Ehrfurcht. »Du bist in der *Saga* gewesen.«

»Ist schon eine Weile her«, sagte Clay und zupfte an einem Knötchen in dem verzogenen Holz der Tischplatte vor sich. »Aber der Name klingt vertraut.«

»Hui«, seufzte Sommersprosse.

»Du willst mich veräppeln«, brachte Flaumi hervor.

»Also … hui«, sagte Sommersprosse noch einmal.

»Du willst mich veräppeln«, wiederholte auch Flaumi, der offenbar nicht überboten werden wollte, wenn es um den Ausdruck des Unglaubens ging.

Darauf sagte Clay nichts mehr, sondern nippte nur noch an seinem Bier und zuckte mit den Schultern.

»Dann kennst du den Goldenen Gabe?«, fragte Sommersprosse.

Ein weiteres Zucken. »Ja, ich kenne Gabriel.«

»Gabriel!«, trillerte Pip und vergoss ein wenig von seinem Bier, als er verwundert die Hände in die Luft warf. »›Gabriel‹, sagt er. Großartig.«

»Und Ganelon?«, fragte Flaumi. »Und Arcandius Moog? Und Matrick Schädeltrommler?«

»Oh, und …« Sommersprosse verzog die Miene, als er angestrengt grübelte – was dem armen Kerl nicht gut zu Gesicht stand, wie Clay fand. Er war so hässlich wie eine Regenwolke an einem Hochzeitstag. »Wen haben wir dabei vergessen?«

»Clay Cooper.«

Flaumi strich sich über die feinen Härchen an seinem Kinn, als er darüber nachdachte. »Clay Cooper … oh«, sagte er und sah verlegen drein. »Richtig.«

Sommersprosse brauchte noch einen Augenblick, bis er die Einzelteile des Bildes zusammengesetzt hatte, dann legte er die bleiche Handfläche gegen die Stirn und lachte. »Gute Götter, ich bin so dumm.«

Das wissen die Götter doch längst, dachte Clay.

Pip spürte die herannahende Peinlichkeit und mischte sich ein. »Erzähl uns eine Geschichte, ja, Clay? Vielleicht über den getöteten Nekromanten in Restfurt. Oder über die Rettung dieser Prinzessin aus … na, von diesem Ort da, erinnerst du dich?«

Von welchem Ort?, fragte sich Clay. Tatsächlich hatten sie mehrere Prinzessinnen gerettet, und er hatte nicht nur einen, sondern mindestens ein Dutzend Nekromanten getötet. Wer behielt bei so etwas schon den Überblick? Es spielte aber gar keine Rolle,

denn er war jetzt nicht in der Stimmung, Geschichten zu erzählen oder das wieder auszubuddeln, was er so mühsam vergraben und noch mühsamer versucht hatte zu vergessen.

»Tut mir leid, Junge«, sagte er zu Pip und trank den Rest seines Biers. »Das war ein Becher.«

Er entschuldigte sich, gab Pip ein paar Kupfermünzen für das Bier und sagte Sommersprosse und Flaumi Lebewohl – hoffentlich sah er sie nie wieder. Er drängte sich zur Tür und seufzte tief und lange, als er nach draußen in die kühle Stille trat. Sein Rücken schmerzte, weil er sich zu weit über den Tisch gebeugt hatte. Clay reckte und streckte sich zunächst, hob dann den Kopf und betrachtete die ersten Sterne des Abends.

Er erinnerte sich daran, wie klein er sich früher beim Anblick des Nachthimmels gefühlt hatte. Wie *unbedeutend*. Also war er losgezogen und hatte viel Wind um sich gemacht und sich vorgestellt, dass er eines Tages zu der gewaltigen Menge der Sterne hochschauen und von ihrem Glanz nicht länger eingeschüchtert sein würde. Aber es war ihm nicht gelungen. Nach einer Weile riss Clay den Blick von dem dunkler werdenden Himmel los und ging die Straße entlang nach Hause.

Er tauschte ein paar freundliche Worte mit den Wächtern am Westtor aus. Sie fragten ihn, ob er von dem Zentauren gehört hatte, der angeblich in der Nähe von Tassels Hof gesehen worden war. Und von der Schlacht im Westen und von diesen armen Bastarden, die in Castia festsaßen. Üble, üble Sachen.

Clay folgte dem Pfad und achtete sorgsam darauf, sich nicht den Knöchel in einer Furche zu verzerren. Grillen zirpten im hohen Gras zu beiden Seiten, und der Wind rauschte wie eine Meeresbrandung in den Bäumen über ihm. Er hielt am Schrein des Sommerherrn neben der Straße an und warf eine matte Kupfermünze vor die Füße der Statue. Nach einigen weiteren Schritten und einem kurzen Zögern kehrte er um und opferte

eine zweite Münze. So fern von der kleinen Stadt war es noch dunkler, und Clay widerstand dem Drang, abermals nach oben zu schauen.

Es ist das Beste, den Blick auf den Boden zu richten, sagte er zu sich selbst, *und die Vergangenheit dort zu lassen, wo sie hingehört. Du hast, was du hast, Cooper, und das ist doch auch das, was du wolltest, oder? Ein Kind, eine Frau, ein einfaches Leben.* Es war ein ehrliches Leben. Außerdem war es bequem.

Fast konnte er hören, wie Gabriel darüber höhnte. *Ehrlich? Ehrlich ist langweilig*, hätte sein alter Freund gesagt. *Und bequem ist öde.* Doch Gabriel hatte lange vor Clay geheiratet. Er hatte sogar eine kleine Tochter – inzwischen musste sie schon eine erwachsene Frau sein.

Trotzdem stand Gabes Gespenst vor ihm, jung und wild und prächtig, und grinste in einer schattigen Ecke von Clays Gedanken. »Wir waren einmal *Riesen*,« sagte er. »Überlebensgroß. Und jetzt …«

»Jetzt sind wir müde alte Männer«, murmelte Clay zu niemand anderem als der Nacht. Was war so falsch daran? Zu seiner Zeit war er vielen *echten* Riesen begegnet, und die meisten waren miese Kerle gewesen.

Trotz Clays Einwänden bedrängte ihn Gabriels Geist auf dem Heimweg immer weiter, glitt vor ihm über den Pfad und blinzelte verschlagen, winkte ihm vom Zaum des Nachbarn zu und hockte wie ein Bettler auf der Treppe vor Clays Haustür. Doch dieser letzte Gabriel war keineswegs mehr jung. Und er wirkte auch nicht mehr wild. Und er war kaum prächtiger als ein altes Brett mit einem rostigen Nagel darin. Tatsächlich sah er sogar ziemlich fertig und heruntergekommen aus. Clay hatte in all den Jahren seines Lebens noch nie einen Mann gesehen, der so traurig wirkte.

Die Erscheinung sprach seinen Namen aus, und in Clays Ohren

klang es so wirklich wie das Zirpen der Grillen und das Jammern des Windes in den Bäumen, die an der Straße standen. Und dann zerfiel das brüchige Lächeln, und Gabriel – das war jetzt kein Gespenst, sondern der wahre, echte Gabriel aus Fleisch und Blut – sackte in Clays Arme, schluchzte an seiner Schulter und hielt sich an ihm fest, ganz wie ein Kind, das Angst vor der Dunkelheit hat.

»Clay«, sagte er. »Bitte … ich brauche deine Hilfe.«

2

Rose

Sobald sich Gabriel wieder gefangen hatte, gingen sie gemeinsam nach drinnen. Ginny drehte sich am Herd um und biss die Zähne zusammen. Griff, der Haushund, kam herbeigelaufen und wedelte mit seinem Stummelschwanz. Ganz kurz beschnupperte er Clay und roch dann an Gabes Bein, als wäre es ein angepinkelter Baumstamm, was tatsächlich nicht ganz falsch war.

Sein alter Freund befand sich ohne Zweifel in einer traurigen Verfassung. Haare und Bart waren eine verfilzte Masse, die Kleidung bestand fast ausschließlich aus schmutzigen Lumpen. In den Stiefeln klafften Löcher, und die Zehen lugten wie schmutzige Straßenkinder durch das spröde Leder. Seine Hände waren in ständiger Bewegung, er rang sie oder zupfte geistesabwesend am Saum seines Hemdes. Doch das Schlimmste waren seine Augen. Sie wirkten tief in das ausgezehrte Gesicht eingesunken, waren hart und blickten so gehetzt hin und her, als würde er überall etwas sehen, was er nicht sehen wollte.

»Griff, hör auf. *Aus*!«, befahl Clay. Die Augen des Hundes waren feucht, und die rosafarbene Zunge hing ihm aus dem schwarzen Fellgesicht. Als er seinen Namen hörte, hob er den Kopf. Griff war nicht gerade eine edle Erscheinung, und er konnte kaum mehr als Speisereste vom Teller lecken. Er war jedenfalls nicht in der Lage, Schafe zu hüten oder ein Moorhuhn aufzustöbern, und falls jemand ins Haus einbrechen sollte, würde

er dem Dieb vermutlich eher die Pantoffeln holen als ihn verjagen. Aber Clay musste jedes Mal lächeln, wenn er den Hund ansah – einen so hinreißenden Eindruck machte der –, und das war doch schließlich mehr als nichts.

»Gabriel.« Endlich hatte Ginny ihre Stimme wiedergefunden. Aber Clays Frau bewegte sich nicht. Sie lächelte nicht einmal. Sie kam auch nicht herbei, um ihn zu umarmen. Sie hatte nie viel für Gabriel übriggehabt. Clay vermutete, dass sie seinen alten Kampfgefährten für all die schlechten Angewohnheiten (Spielen, Kämpfen, heftiges Trinken) verantwortlich machte, die sie ihm in den letzten zehn Jahren abzugewöhnen versucht hatte, und für all die anderen schlechten Angewohnheiten (Kauen mit offenem Mund, Händewaschen vergessen und gelegentlich Leute erdrosseln), die sie ihm noch abgewöhnen wollte.

Dazu kamen Gabriels gelegentliche Besuche, nachdem seine Frau ihn verlassen hatte. Jedes Mal war er mit einem großartigen Plan aufgetaucht, die alte Truppe wieder zusammenzuführen und noch einmal auf die Jagd nach Ruhm, Reichtum und tollkühnen Abenteuern zu gehen. Immer gab es entweder ein Dorf im Süden, das vor einem verheerenden Drachen gerettet werden musste, oder es musste ein Bau von wandelnden Wölfen im Jammerwald ausgeräuchert werden, oder aber eine alte Dame in einer fernen Ecke des Reiches brauchte Hilfe beim Abnehmen ihrer Wäsche von der Leine, und nur die Saga konnte ihr beistehen!

Es war überhaupt nicht so, dass Clay Ginnys Atem in seinem Nacken spüren musste, um sich diesen Plänen zu verweigern und zu erkennen, dass Gabriel nach etwas suchte, das unwiederbringlich verloren war – wie ein alter Mann, der sich an die Erinnerungen seiner goldenen Jugend klammerte. *Genauso* war es – tatsächlich. Aber Clay wusste, dass das Leben nicht so funktionierte. Es war kein Kreislauf, man musste nicht andauernd

alles wiederholen. Das Leben war ein Bogen, dessen Verlauf so unausweichlich war wie der Zug der Sonne über den Himmel, und sie strahlte dann am hellsten, wenn ihr Abstieg begann.

Clay blinzelte, denn er hatte sich in seinen eigenen Gedanken verloren. Das kam manchmal vor, und er wünschte sich, er wäre geübter darin, seine Gedanken in Worte zu fassen. Dann würde er wie ein richtig kluger Kerl klingen, oder etwa nicht?

Doch stattdessen stand er nur stumm da, während das Schweigen zwischen Ginny und Gabriel allmählich unangenehm wurde.

»Du siehst hungrig aus«, sagte sie schließlich.

Gabriel nickte, während seine Hände unruhig in der Luft herumfuhren.

Ginny seufzte zwar, aber dann zwang sich Clays Frau schließlich – seine freundliche, liebliche und großartige Frau – zu einem knappen Lächeln und zog den Löffel aus dem Topf, in dem sie zuvor gerührt hatte. »Dann setz dich«, sagte sie über die Schulter. »Ich gebe dir etwas zu essen. Ich habe nämlich Clays Lieblingsgericht gekocht: Kanincheneintopf mit Pilzen.«

Gabriel blinzelte. »Clay hasst doch Pilze.«

Als Clay sah, wie sich Ginnys Rücken versteifte, sagte er rasch und fröhlich: »Das war früher so«, bevor seine Frau – seine aufbrausende, scharfzüngige und manchmal geradezu furchterregende Frau – sich umdrehen und Gabriels Schädel mit ihrem Holzlöffel spalten konnte. »Ginny macht etwas mit ihnen, und dann schmecken sie mir.« *Nicht besonders toll*, kam ihm zwar als Erstes in den Sinn. »Ziemlich gut sogar«, setzte er jedoch lahm hinzu. »Wie bereitest du sie eigentlich zu, Liebes?«

»Ich schmore sie«, erwiderte sie, und Clay war erstaunt, wie bedrohlich diese einfachen drei Worte aus ihrem Mund klingen konnten.

Etwas, das entfernt einem Lächeln ähnelte, zupfte an Gabes Mundwinkeln.

Er hat mir schon immer gern dabei zugesehen, wie ich mich winde, rief sich Clay in Erinnerung. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, und Gabriel folgte seinem Beispiel. Griff trollte sich zu seiner Decke und leckte ausgiebig seine Hoden, bevor er einschlief. Als Clay das sah, bezwang er ein Gefühl des Neides. »Ist Tally zu Hause?«, fragte er.

»Nein«, sagte Ginny. »Sie ist irgendwo draußen.«

Hoffentlich hatte sie sich nicht zu weit vom Haus entfernt. In den nahen Wäldern gab es Kojoten. Und in den Bergen liefen Wölfe herum. Zur Hölle, Ryk Yarsson hatte sogar einen Zentauren draußen bei Tassels Hof gesehen. Oder vielleicht auch bloß einen Elch. Doch beides konnte ein junges Mädchen töten, wenn es überrascht wurde. »Sie hätte vor Einbruch der Dunkelheit wieder zu Hause sein sollen«, sagte er.

»Genau wie du, Clay Cooper«, entgegnete seine Frau. »Hast du Überstunden an der Mauer geschoben, oder rieche ich da etwa Königspisse an dir?« *Königspisse* war ihr Name für das Bier, das sie in der Taverne ausschenkten. Es war tatsächlich eine passende Bezeichnung, und Clay hatte darüber gelacht, als er sie zum ersten Mal gehört hatte. Aber im Augenblick wirkte sie gar nicht so lustig.

Zumindest nicht auf Clay, obwohl sich Gabriels Stimmung in diesem Augenblick ein wenig aufzuhellen schien. Sein alter Freund grinste wie ein Junge, dessen Bruder gerade die Schuld für eine Missetat auf sich nahm, die er gar nicht begangen hatte.

»Sie ist unten im Moor«, sagte Ginny, während sie zwei Keramikschüsseln aus dem Schrank nahm. »Sei froh, dass es bloß Frösche sind, die sie nach Hause bringt. Schon sehr bald werden es Jungs sein, und dann hast du genug Gründe, dir Sorgen zu machen.«

»Nicht ich werde es sein, der sich dann Sorgen macht«, murmelte Clay.

Daraufhin lachte Ginny nur, und er hätte sie gern gefragt, warum sie nicht endlich eine dampfende Schüssel mit Eintopf vor ihn hinstellte. Der Duft brachte seinen Magen zum Knurren, obwohl sich Pilze im Essen befanden.

Nachdem seine Frau schließlich die beiden Schüsseln auf den Tisch gestellt hatte, nahm sie ihren Mantel vom Haken neben der Tür. »Ich sehe nach, ob mit Tally alles in Ordnung ist«, sagte sie. »Vielleicht braucht sie beim Tragen der Frösche Hilfe.« Sie trat vor Clay, küsste ihn auf den Scheitel und glättete danach seine Haare wieder. »Inzwischen könnt ihr Jungs euch miteinander amüsieren.«

Sie öffnete die Tür, doch dann zögerte sie und warf einen Blick zurück – zuerst auf Gabriel, der schon seinen Eintopf löffelte, als wäre dies die erste Mahlzeit, die er seit Langem zu sich genommen hatte, und dann auf Clay. Erst etliche Tage später (und nach einer harten Wahl und allzu vielen bereits zurückgelegten Meilen) begriff er, was er in ihrem Blick gesehen hatte. Es war eine Art von Trauer gewesen, nachdenklich und resigniert, als ob sie – seine liebende, wunderschöne und bemerkenswert *scharfsinnige* Frau – schon wüsste, was kam, so unausweichlich wie der Winter oder der gewundene Weg eines Flusses ins Meer.

Ein kalter Wind blies von draußen herein. Trotz ihres Mantels zitterte Ginny, dann verschwand sie.

»Es geht um Rose.«

Sie hatten ihr Mahl beendet und die Schüsseln beiseitegeschoben. Clay wusste, dass er sie in das Spülbecken hätte stellen und einweichen sollen, damit sie später nicht so schwer zu säubern waren, aber plötzlich hatte er das Gefühl, dass er den Tisch jetzt nicht verlassen durfte. Gabriel war am Abend zu ihm gekommen, hatte einen langen Weg zurückgelegt und sicherlich etwas Wichtiges zu sagen. Es war das Beste, ihn nicht zu unterbrechen.

»Deine Tochter?«, bedrängte ihn Clay.

Gabe nickte langsam. Seine Hände lagen flach auf der Tischplatte. Sein Blick war zwischen sie ins Nichts gerichtet. »Sie ist … *eigensinnig*«, sagte er schließlich. »Ungestüm. Ich wünschte, ich könnte sagen, dass sie das von ihrer Mutter hat, aber …« Und wieder erschien dieses Grinsen auf seinem Gesicht, wenn auch nur ganz schwach. »Erinnerst du dich daran, dass ich ihr beigebracht habe, mit dem Schwert umzugehen?«

»Ich erinnere mich jedenfalls daran, dass du gesagt hast, dass es eine schlechte Idee gewesen ist«, erwiderte Clay.

Gabriel zuckte mit den Achseln. »Ich wollte ihr nur ermöglichen, sich selbst zu verteidigen. Du weißt schon: Stich mit dem spitzen Ende zu und so was. Aber sie wollte mehr. Sie wollte …« Er verstummte kurz und suchte nach dem passenden Wort. »Sie wollte bedeutend sein.«

»Wie ihr Vater?«

Gabriel machte eine säuerliche Miene. »So ungefähr. Ich glaube, sie hat einfach zu viele Geschichten gehört. Ihr Kopf ist voll von all diesem Unsinn über Heldentum und Kampf.«

Und von wem hat sie all das wohl gehört?, fragte sich Clay.

»Ich weiß«, sagte Gabriel, der Clays Gedanken offenbar erraten hatte. »Ich will nicht verhehlen, dass es teilweise meine Schuld ist. Aber ich bin es nicht allein gewesen. Die Kinder heutzutage … sie sind vom Söldnertum besessen, Clay. Sie beten die Söldner regelrecht an. Das ist ungesund. Und die meisten dieser Söldner sind nicht einmal in einer richtigen Truppe! Sie heuern bloß eine Bande namenloser Trottel an, die das Kämpfen für sie übernehmen, während sie sich die Gesichter bemalen und mit blitzblanken Schwertern und in schimmernder Wehr herumparadieren. Es gibt sogar einen Kerl – ich verkohl dich nicht –, der auf einem Mantikor in die Schlacht reitet.

»Auf einem Mantikor?«, fragte Clay ungläubig.

Gabe lachte bitter. »Unglaublich, was? Wer zum Henker reitet denn auf einem Mantikor? Diese Wesen sind gefährlich. Na, das muss ich dir wohl nicht sagen.«

Natürlich musste er das nicht. Clay hatte eine hässliche Stichwunde im rechten Oberschenkel, die ihn stets daran erinnerte, wie gefährlich es war, sich mit solchen Ungeheuern einzulassen. Ein Mantikor war kein Schoßtierchen – und gewiss auch kein geeignetes Reittier. Als würden flatternde Flügel und ein Schwanz mit Giftstachel an einem Löwenkörper gerade dazu einladen, auf den Rücken eines solchen Geschöpfs zu klettern!

»Sie haben uns ebenfalls angebetet«, betonte Clay. »Nun ja, *dich* zumindest. Und Ganelon. Selbst heute erzählen sie sich noch die alten Geschichten. Und sie singen die alten Lieder.«

Die Geschichten waren natürlich übertrieben. Und die Lieder waren größtenteils äußerst ungenau. Aber sie blieben bestehen. Sie existierten noch, obwohl die Männer selbst schon lange nicht mehr die (oder das) waren, die (oder was) sie einmal gewesen waren.

Einst waren wir Riesen.

»Das ist nicht dasselbe«, beharrte Gabriel. »Du solltest die Menschenmassen sehen, wenn diese Truppen in die Stadt kommen, Clay. Die Leute schreien, und die Frauen weinen auf der Straße.«

»Das klingt ja schrecklich«, sagte Clay und meinte es auch so.

Gabriel beachtete ihn nicht weiter, sondern fuhr fort: »Wie dem auch sei, Rose wollte den Umgang mit dem Schwert lernen, und ich habe ihr nachgegeben. Ich hatte gehofft, es werde sie früher oder später langweilen, und wenn sie es wirklich lernen wollte, dann sollte wenigstens ich es sein, der es ihr beibringt. Außerdem hat es ihre Mutter unendlich wütend gemacht.«

Das war Clay klar. Ihre Mutter Valerie hasste Gewalt und Waffen jeder Art und ebenso all jene, die das eine oder andere einsetzten, zu welchem Zweck auch immer. Valerie war einer

der Gründe dafür gewesen, dass sich die Saga vor vielen Jahren aufgelöst hatte.

»Das Problem bestand darin, dass sie gut war«, sagte Gabriel. »Wirklich gut, und das sagt nicht nur der stolze Vater. Anfangs hat sie mit Kindern geübt, die genauso alt waren wie sie, aber als sie keine Lust mehr hatten, den Hintern versohlt zu bekommen, hat Rose nach Straßenkämpfen Ausschau gehalten oder sich einen Weg in finanzierte Wettkämpfe erschlichen.«

»Die Tochter des Goldenen Gabe persönlich«, meinte Clay nachdenklich. »Das muss eine ziemlich große Attraktion gewesen sein.«

»Vermutlich«, stimmte ihm sein Freund zu. »Aber dann hat Val eines Tages all die Blutergüsse und Prellungen gesehen. Sie hat fast den Verstand verloren. Natürlich hat sie mich dafür verantwortlich gemacht – für alles. Sie hat ein Machtwort gesprochen – du weißt ja, wie sie sein kann –, und für eine Weile hat Rose das Kämpfen eingestellt, aber …« Er verstummte, und Clay sah, wie er verbittert die Zähne zusammenbiss. »Nachdem ihre Mutter weggelaufen ist, sind Rosie und ich … wir sind nicht mehr so gut miteinander ausgekommen. Sie ist immer wieder gegangen, und manchmal ist sie tagelang nicht nach Hause gekommen. Es gab weitere Prellungen und auch ein paar hässliche Wunden. Sie hat sich die Haare abgeschnitten – der heiligen Tetrea sei Dank, dass ihre Mutter damals schon nicht mehr bei uns war, denn sonst wären als Nächstes meine Haare dran gewesen. Und dann kam der Zyklop.«

»Der Zyklop?«

Gabriel sah ihn von der Seite an. »Das sind diese großen Bastarde, mit einem einzigen riesigen Auge mitten auf der Stirn.«

Clay warf ihm einen bösen Blick zu. »Ich weiß, was ein Zyklop ist, du Mistkerl.«

»Warum hast du dann gefragt?«

»Ich habe nicht …« Clays Stimme schwankte. »Egal. Was war mit dem Zyklopen?«

Gabriel seufzte. »Na ja, einer hatte sich in diesem alten Fort nördlich von Ottersbach niedergelassen. Er hat ein paar Kühe gestohlen, einige Ziegen, auch einen Hund, und dann hat er die Leute umgebracht, die nach den Tieren gesucht haben. Die Männer bei Hofe hatten alle Hände voll zu tun und haben darum nach jemandem gesucht, der die Bestie für sie beseitigt. Aber es gab zu jener Zeit keine Söldner in der Nähe – zumindest keine, die Mumm genug hatten, es mit einem Zyklopen aufzunehmen. Irgendwie wurde dann mein Name ins Spiel gebracht. Sie haben sogar jemanden zu mir geschickt, der mich gefragt hat, ob ich die Sache erledigen würde. Ich habe abgelehnt. Verdammt, ich besitze nicht mal mehr ein Schwert!«

Entsetzt warf Clay ein: »Was? Was ist denn aus *Vellichor* geworden?«

Gabriel senkte den Blick. »Ich … äh … ich hab es verkauft.«

»Wie bitte?«, fragte Clay, doch bevor sein Freund die Worte wiederholen konnte, legte er selbst die Hände auf den Tisch, weil er Angst hatte, er könnte sie zu Fäusten ballen oder eine der Schüsseln nehmen und sie Gabriel an den Kopf werfen. So ruhig, wie es ihm möglich war, sagte er: »Für einen Moment habe ich wirklich geglaubt, du hättest gesagt, dass du *Vellichor verkauft* hättest. Das Schwert, das dir der Archon auf seinem Sterbebett anvertraut hat? Das Schwert, das er benutzt hat, um einen verdammten Durchgang von seiner Welt in die unsere zu schneiden. *Dieses* Schwert? Du hast *dieses Schwert* verkauft?«

Bei jedem Wort war Gabriel tiefer in seinen Stuhl gesunken, und nun nickte er. »Ich musste Schulden abtragen, und Valerie wollte, dass es aus dem Haus verschwindet, nachdem sie herausgefunden hatte, dass ich Rose damit das Kämpfen beigebracht habe«, erklärte er sanft. »Sie hat gesagt, es sei gefährlich.«

»Sie …« Clay unterbrach sich selbst. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und rieb sich mit den Handflächen über die Augen. Er ächzte, und Griff, der seine Verwirrung spürte, jammerte auf seiner Decke in der Zimmerecke. »Erzähl deine Geschichte zu Ende«, sagte er schließlich.

Gabriel fuhr fort. »Ist wohl unnötig zu sagen, dass ich mich geweigert habe, den Zyklopen zu erledigen, und in den folgenden Wochen hat er große Schäden angerichtet. Dann lief plötzlich das Gerücht um, jemand sei ausgezogen und habe ihn getötet.« Er lächelte wehmütig und traurig. »Sie hat es ganz allein getan.«

»Rose«, sagte Clay. Das war keine Frage. Es war nicht nötig zu fragen.

Gabriel nickte. »Über Nacht wurde sie zu einer Berühmtheit. Die Blutige Rose nannte man sie jetzt. Eigentlich ein ziemlich guter Name.«

Allerdings, stimmte Clay ihm zwar zu, aber er machte sich trotzdem nicht die Mühe, es laut auszusprechen. Je eher Gabriel das sagte, weswegen er hergekommen war, desto schneller konnte Clay seinem ältesten und liebsten Freund sagen, er solle sich aus seinem Haus trollen und nie mehr zurückkehren.

»Sie hat sogar ihre eigene Truppe aufgestellt«, sagte Gabe weiter. »Es ist ihnen gelungen, ein paar Nester um den Ort herum auszuheben: Riesenspinnen und einen alten Aaswurm unten in den Abwässern, einen, von dem keiner gewusst hat, dass er noch lebt. Aber ich hatte gehofft …« – er biss sich auf die Lippe – »… ich hatte noch immer gehofft, dass sie am Ende doch einen anderen Weg einschlägt. Einen besseren Weg, anstatt dem meinen zu folgen.« Er schaute auf. »Bis dann die Nachricht aus der Republik Castia kam, in der darum gebeten wurde, dass jedes verfügbare Schwert gegen die Herzwyld-Horde ins Feld ziehen soll.«

Einen Herzschlag lang fragte sich Clay, was das zu bedeuten hatte. Doch dann erinnerte er sich an die Neuigkeiten, die er früher am Abend gehört hatte. Eine Armee von zwanzigtausend Mann war von einem weitaus zahlreicher auftretenden Feind besiegt worden, und die Überlebenden hatten sich nach Castia zurückgezogen. Zweifellos wünschten sie sich, sie wären auf dem Schlachtfeld gestorben, anstatt nun die Abscheulichkeiten in einer belagerten Stadt ertragen zu müssen.

Und das bedeutete, dass Gabriels Tochter tot war. Oder es jedenfalls sein würde, sobald die Stadt fiel.

Clay öffnete den Mund. Er bemühte sich, die Qualen aus seiner Stimme fernzuhalten. »Gabe, ich …«

»Ich geh zu ihr, Clay. Und ich brauche dich an meiner Seite.« Gabriel beugte sich auf seinem Stuhl vor; die Flammen der väterlichen Angst und Wut loderten in seinen Augen. »Jetzt ist es an der Zeit, die Truppe wieder zusammenzubringen.«

3

Ein guter Mann

Auf keinen Fall.«

Das war anscheinend nicht die Antwort, die sein Freund erwartet hatte. Zumindest nicht mit solchem Nachdruck. Gabriel blinzelte – das Feuer in ihm erlosch genauso schnell, wie es aufgelodert war. Er wirkte verwirrt. Ungläubig. »Aber Clay …«

»Ich habe Nein gesagt. Ich verlasse diesen Ort nicht, um mit dir nach Westen zu ziehen. Ich lasse Ginny nicht allein zurück und Tally auch nicht. Ich werde nicht auf die Suche nach Moog oder Matrick oder Ganelon gehen – der uns alle gewiss noch immer hassen wird – und dann durch das Herzwyld schlendern! Bei Glifs Titten, Gabe, mehr als tausend Meilen liegen zwischen hier und Castia, und du weißt genau, dass sie nicht mit Steinen gepflastert sind.«

»Ja, das weiß ich«, sagte Gabriel, aber Clay redete weiter.

»Ach, wirklich? *Weißt* du das tatsächlich, Gabe? Erinnerst du dich an die Berge? Erinnerst du dich auch an die Riesen in diesen Bergen? Erinnerst du dich an die Vögel – an diese verdammten *Vögel* –, die Riesen in die Luft heben können, als wären es Kinder?«

Sein Freund zog eine Grimasse, als er daran dachte – an den Schatten der Schwingen, die den ganzen Himmel zu überspannen schienen. »Die Roks sind nicht mehr da«, sagte Gabriel ohne große Überzeugung.

»Ja, vielleicht«, gab Clay zu. »Aber sind auch die Raske nicht mehr da? Und die Yethiks? Und die Oger-Clane? Und was ist mit dem tausend Meilen breiten Wald? Ist der noch da? Erinnerst du dich überhaupt an das Wyld, Gabe? An Bäume, die gehen können; an Wölfe, die sprechen – und, he, weißt du, ob die Zentaurenstämme noch immer Menschen in die Falle locken und verspeisen? *Ich* weiß es nämlich – es ist nach wie vor so! Und dabei habe ich die verdammte Fäule noch gar nicht erwähnt. Und du willst mich bitten, dorthin zu gehen? Durch dieses Gebiet zu spazieren?«

»Es wäre schließlich nicht das erste Mal«, rief Gabriel ihm in Erinnerung. »Weißt du nicht mehr, dass man uns die Könige des Wyld genannt hat?«

»Ja, das stimmt. Als wir zwanzig Jahre jünger waren. Als uns der Rücken noch nicht jeden Morgen wehgetan hat und wir nicht fünfmal in der Nacht aufstehen mussten, um zu pissen. Aber die Zeit hat das getan, was sie am besten kann, nicht wahr? Sie hat uns fertiggemacht. Sie hat uns gebrochen. *Wir sind alt geworden*, Gabriel. Zu alt, um das zu tun, was wir früher getan haben, wie gut wir darin auch immer gewesen sein mögen. Wir sind zu alt, um das Wyld zu durchqueren, und zu alt, um noch etwas zu erreichen, selbst wenn wir die Durchquerung schaffen sollten.«

Den Rest sprach er erst gar nicht aus. Falls es ihnen tatsächlich gelingen sollte, nach Castia zu gelangen, der Belagerungshorde zu entgehen und in die Stadt einzudringen, war es sehr wahrscheinlich, dass Rose zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr am Leben war.

Gabriel beugte sich noch weiter vor. »Sie lebt, Clay.« Seine Augen waren wieder wie aus Stahl, aber die Tränen, die in ihnen aufstiegen, sprachen seiner Gewissheit Hohn. »Ich weiß, dass es so ist. Schließlich habe ich ihr das Kämpfen beigebracht. Sie ist

genauso gut, wie ich es damals war. Vielleicht sogar besser. Sie hat ganz allein einen Zyklopen zur Strecke gebracht!«, sagte er, aber es klang, als versuchte er nicht nur Clay, sondern auch sich selbst zu überzeugen. »Es heißt, dass viertausend die Schlacht überlebt und Castia erreicht haben. Viertausend! Rosie hat das geschafft. Natürlich hat sie es geschafft.«

»Ja, vielleicht hat sie das«, sagte Clay. Was hätte er auch sonst sagen sollen?

»Ich muss jetzt gehen«, meinte Gabriel. »Ich muss versuchen, sie zu retten. Und ich weiß durchaus, dass ich alt bin. Ich weiß, dass ich nicht mehr der bin, der ich einmal war. Ich bin nicht mal mehr ein Schatten meines alten Selbst«, gestand er traurig ein. »Ich vermute, das ist keiner von uns. Aber ich bin ihr Vater – ein schlechter Vater, ja schon, denn ich habe sie ziehen lassen, aber ich bin nicht so schlecht, dass ich jetzt herumlungere und über meinen wehen Rücken jammere, während sie in der Falle sitzt und in einer Stadt verhungert, die eine halbe Welt entfernt liegt. Allerdings kann ich es nicht allein schaffen.« Er lachte verbittert. »Selbst wenn ich es mir leisten könnte, Söldner anzuheuern, bezweifle ich, dass ich welche finde, die zu einem solchen Abenteuer bereit wären.«

Da hat er recht, dachte Clay.

»Du bist meine einzige Hoffnung«, sagte Gabriel. »Ohne dich – ohne die Truppe – bin ich verloren. Und Rose ist es auch.« Ein Schweigen setzte ein, das schwer vor Erwartung war. Dann fügte er hinterhältig hinzu: »Wie wäre es wohl, wenn es sich um Tally handelte?«

Lange sagte Clay nichts. Er lauschte auf die knarrenden Bretter seines Hauses. Dabei starrte er die leeren Schüsseln an und auch die hölzernen Löffel, die auf ihren Rändern lagen. Er betrachtete die Tischplatte. Er sah Gabriel an, und Gabriel erwiderte seinen Blick. Er beobachtete, wie sich der Brustkorb des

Mannes hob und senkte, hob und senkte und merkte, dass sein Herz offenbar hämmerte, während Clays eigenes leise schlug. Er fragte sich, ob ein so einfaches Organ (nur ein faustgroßer, blutgefüllter Muskel) eine Vorahnung dessen haben könnte, was der Verstand noch nicht wusste.

»Es tut mir leid, Gabe.«

Sein Freund saß einfach nur da. Zuerst runzelte er die Stirn, dann zeigte er dieses seltsame, verwelkte Lächeln.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Clay noch einmal.

Eine Weile verging, und Gabriel … Gabriel sah ihn nur an, hielt den Kopf ein wenig schräg und sagte nach einer schieren Ewigkeit: »Das weiß ich.«

Er stand auf. Das Geräusch des zurückgeschobenen Stuhls war nach dem langen Schweigen zwischen ihnen so laut wie ein Falkenschrei.

»Du kannst hierbleiben«, bot Clay an, aber Gabriel schüttelte den Kopf.

»Ich gehe. Ich habe meine Tasche auf der Treppe stehen lassen. Gibt es im Ort eine Herberge?«

Clay nickte. »Gabriel«, begann er und versuchte zu erklären … Eigentlich wusste er nicht einmal genau, was er erklären wollte. Vielleicht dass es ihm leidtat (noch einmal). Dass er es nicht riskieren durfte, Ginny zu verlieren oder Tally ohne Vater zurückzulassen, wenn er nach Westen ging und dort vielleicht das Schlimmste eintrat (und es würde eintreten, dessen war er sich sicher). Dass er sich hier in Decktal *wohlfühlte*. Dass er nach so vielen rastlosen Jahren endlich zufrieden war. Und dass ihn der Gedanke, das Herzwyld zu durchqueren und sich auch nur in die Nähe von Castia und der Belagerungshorde zu begeben, furchtbar erschreckte.

Ich habe Angst, wollte er sagen, aber er konnte es nicht.

Gnädigerweise kam ihm Gabriel zuvor. »Sag Ginny, dass ihr

Eintopf köstlich war«, bat er. »Und grüß deine Tochter von Onkel Gabe.«

Biete ihm Stiefel an, drängte etwas in Clays Gedanken. *Oder wenigstens einen Mantel. Wasser oder Wein für die Straße.* Doch er sagte nichts, sondern saß nur da, während Gabriel die Tür öffnete. Kühle Luft strömte herein. Draußen rauschte der Wind in den Bäumen. Und im hohen Gras war ein Chor von hunderttausend Grillen zu hören.

Griff hob den Kopf auf seiner Decke, sah Gabriel beim Verlassen des Hauses zu und schlief sofort wieder ein.

Gabriel blieb auf der Schwelle stehen und warf einen Blick zurück. *Jetzt kommt sie*, dachte Clay. *Die letzte Bitte. Die beißende Bemerkung, dass er mir helfen würde, wenn es andersherum wäre.* Neben *Vellichor* waren Worte stets Gabes schärfste Waffe gewesen. Damals hatte er ihre Truppe angeführt. Er war ihre Stimme gewesen. Doch alles, was er sagte, bevor er durch die Tür trat und sie hinter sich schloss, war: »Du bist ein guter Mann, Clay Cooper.«

Einfache Worte. Freundliche Worte sogar. Nicht das Messer, das er erwartet hatte. Und auch nicht das zustoßende Schwert.

Dennoch taten sie weh.

Als seine Tochter hereinkam, beharrte sie darauf, ihm sogleich die Frösche zu zeigen, die sie eingesammelt hatte. Sie warf ihre Beute auf den Tisch, bevor ihre Mutter sie davon abhalten konnte. Einer der vier, ein großer gelber Knabe mit Höckern an den Stellen, wo später die Flügel wachsen würden, versuchte sich zu retten. Er sprang auf den Boden, erstarrte aber, als Griff bellend auf ihn zulief. Tally hob ihn sofort auf und gab ihm einen ermahnenden Klaps auf den Kopf, bevor sie ihn wieder zu den anderen setzte. Diesmal regte er sich nicht mehr; entweder war er zu benommen oder zu erschrocken dazu.

»Du musst den Tisch scheuern, bevor du zu Bett gehst«, warnte Ginny.

Ihre Tochter zuckte die Achseln. »Ja. Papa, rat mal, wie viele Frösche ich gefunden habe!«

»Wie viele?«, fragte Clay.

»Nein, du musst raten!«

Er betrachtete die vier Frösche auf dem Tisch. »Hm … einen?«

»Nein! Mehr als einen!«

»Hm … fünfzig?«

Tally kicherte und gebot mit der Hand einem der Frösche Einhalt, als sich dieser auf den Rand der Tischplatte zubewegte. »Nicht fünfzig! Ich habe vier, du Dummer. Kannst du nicht zählen?«

Mit dem strahlenden Stolz eines Pferdehändlers führte sie ihre amphibischen Gefangenen nacheinander vor, betonte die Besonderheiten jedes einzelnen und nannte auch ihre Namen. Sie hielt den großen Gelben mit zwei Händen fest und hob ihn in die Luft, damit Clay ihn genau sehen konnte.

»Das hier ist Bert. Er ist gelb, und Mama sagt, er wird Flügel haben, wenn er erwachsen ist. Ich habe ihn für Onkel Gabriel mitgebracht.« Tally sah sich um, als bemerkte sie jetzt erst, dass Onkel Gabriel nicht da war. »Wo ist er denn? Schläft er?«

Clay tauschte einen raschen Blick mit Ginny. »Er ist gegangen. Ich soll dich von ihm grüßen.«

Seine Tochter runzelte die Stirn. »Und … kommt er zurück?«

Vermutlich nie mehr, dachte er. »Das hoffe ich«, sagte er.

Es dauerte einen Augenblick, bis Tally diese Nachricht verarbeitet hatte. Sie schaute auf den Frosch in ihren Händen, dann grinste sie breit. »Wenn er zurückkommt, wird Bert schon Flügel haben!«, verkündete sie, und die Knötchen auf Berts Rücken zuckten wie zur Bestätigung.

Ginny trat neben Tally und glättete ihr die Haare, so wie sie

es auch bei Clay zu tun pflegte. »Also gut, mein Kleines, jetzt ist es Zeit zum Schlafengehen. Deine Freunde können inzwischen draußen warten.«

»Aber Mama, dann werde ich sie doch *verlieren*«, protestierte Tally.

»Zweifellos wirst du sie morgen wiederfinden«, sagte ihre Mutter. »Ich bin sicher, sie werden sich sehr auf dich freuen.«

Clay lachte, und Ginny grinste.

»Das werden sie«, versicherte ihre Tochter ihnen. Sie nahm einen Frosch nach dem anderen auf und trug sie nach draußen. Dort sagte sie ihnen Lebewohl und gab jedem einen Kuss auf die Stirn, bevor sie die Tierchen freiließ. Ginny zuckte bei jedem Kuss zusammen, und Clay war froh, dass sich keiner der Frösche in einen Prinzen verwandelte. Für heute hatte er genug Gesellschaft gehabt, und überdies war kein Eintopf mehr übrig.

Nachdem Tally den Tisch gescheuert hatte, ging sie sich selbst waschen. Griff trippelte hinter ihr her. Ginny setzte sich an den Tisch, nahm Clays große Hand zwischen die ihren und drückte sie. »Sag es mir«, meinte sie.

Und er sagte es ihr.

Tally schlief. Die Laterne neben ihrem Bett, deren Schirm aus einer Metallblende mit gezackten Löchern bestand, warf flackernde Sternbilder auf die Wände. Ihr Haar schimmerte im sanften Licht; durch das matte Braun, das sie von ihrem Vater geerbt hatte, zogen sich goldene Strähnen, die von ihrer Mutter stammten. Tally hatte darauf bestanden, eine Geschichte erzählt zu bekommen, bevor sie ins Bett gegangen war. Sie hatte etwas über Drachen hören wollen, aber Drachen waren verboten, weil sie davon Albträume bekam. Dennoch fragte Tally immer wieder nach ihnen. Es war tapfer von ihr. Stattdessen bot er ihr Meerjungfrauen an, und einen Hydrachen, der, wie er mitten in

der Geschichte erkannte, so etwas wie sieben Drachen gleichzeitig war, und außerdem hoffte er, dass sie nicht schreiend aufwachte.

Der größte Teil davon war eine wahre Geschichte, auch wenn Clay sie ein wenig ausschmückte (er sagte ihr, er habe selbst und höchstpersönlich den tödlichen Schlag gegen den Hydrachen geführt, wo es doch in Wirklichkeit Ganelon gewesen war) und ein paar Einzelheiten unterschlug, die seine neunjährige Tochter – und auch ihre Mutter – nicht unbedingt wissen mussten. Es reichte zu sagen, dass die Meerjungfrauen danach überaus dankbar und huldreich gewesen waren, was Clays recht umfassende Kenntnis der bekanntermaßen so rätselhaften Anatomie dieser Wesen erklärte. Ehrlich gesagt verstand er sie aber noch immer nicht ganz.

Er ließ die Geschichte ins Leere laufen, als er bemerkte, dass Tallys Atemzüge längst tiefer geworden waren und er nur noch mit sich selbst sprach. Nun saß er da und betrachtete ihr Gesicht – den winzigen Mund, die geröteten Wangen, die kleine, vollkommen schöne Nase, die wie aus Porzellan wirkte – und wunderte sich darüber, dass Clay Cooper, wenn auch mit Ginnys offensichtlichem Zutun, etwas so außerordentlich Schönes hatte hervorbringen können. Unwillkürlich streckte er den Arm aus und ergriff ihre Hand. Ihre Finger schlossen sich unbewusst um die seinen, und er lächelte.

Dann flatterten ihre Lider, und sie öffnete die Augen. »Papa?«

»Ja, mein Engel?«

»Wird mit Rosie alles wieder gut werden?«

Sein Herzschlag setzte aus. Er öffnete den Mund und schloss ihn wieder, während er nach einer passenden Antwort suchte. »Hast du vorhin gelauscht?«, fragte er. Natürlich hatte sie das getan. Sie hatte es sich angewöhnt, ihn und Ginny zu belauschen, seit sie eines Nachts gehört hatte, dass sich die beiden flüsternd

darüber unterhalten hatten, ihrer Tochter zum Geburtstag ein Pony zu schenken.

Tally nickte schlaftrunken. »Sie steckt in Schwierigkeiten, nicht wahr? Wird alles wieder in Ordnung kommen?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete Clay. *Ja*, hätte er sagen sollen. *Natürlich wird es das*. Man durfte Kinder doch belügen, wenn es zu ihrem Besten war, oder?

»Aber Onkel Gabe geht zu ihr und rettet sie«, murmelte Tally. Ihre Lider senkten sich, und Clay zögerte einen Moment und hoffte, dass sie wieder eingeschlafen war. »Das ist doch richtig, oder?«, fragte sie und öffnete erneut die Augen.

Diesmal war er bereit für eine Lüge. »Das ist richtig, Liebes.«

»Gut«, sagte sie. »Aber du gehst nicht mit ihm?«

»Nein«, sagte er sanft. »Ich gehe nicht mit.«

»Aber du würdest doch kommen, wenn ich in Schwierigkeiten wäre, Papa, oder? Wenn ich weit weg von bösen Leuten gefangen worden wäre? Dann würdest du kommen und mich retten?«

Ein Schmerz stach in seine Brust; es war eine gärende Fäule, die Scham, Trauer oder Reue sein mochte – vermutlich war es sogar alles gleichzeitig. Er dachte an Gabriels brüchiges Lächeln und an die Worte, die sein ältester Freund gesagt hatte, bevor er aufgebrochen war.

Du bist ein guter Mann, Clay Cooper.

»Wenn es um dich ginge«, sagte er mit einer Stimme, die zwar leise, aber dennoch heftig klang, »dann könnte mich nichts in der Welt aufhalten.«

Tally lächelte und packte seine Hand noch fester. »Du solltest auch Rosie retten«, sagte sie.

Er brach zusammen, biss auf die Zähne und unterdrückte ein Schluchzen, das ihn zu ersticken drohte. Schließlich schloss er gegen die aufquellenden Tränen die Augen – doch zu spät.

Clay war nicht immer ein guter Mann gewesen, aber er hatte

ohne Zweifel versucht, einer zu sein. Er hatte seine Neigung zur Gewalt dadurch gezügelt, dass er sich bei der Wache eingeschrieben hatte und seine beschränkten Fähigkeiten zum Nutzen eines größeren Guten einsetzte. Er tat sein Bestes, sich einer Frau wie Ginny als würdig zu erweisen, und auch seiner Tochter, seinem geliebten Mädchen, die sein kostbarstes Vermächtnis war, der Fleck aus Gold, der aus dem schlammigen Fluss seiner Seele herausgefiltert worden war.

Aber es gab auch Maßeinheiten für das Gute. Man konnte das eine gegen das andere abwägen und herausfinden, dass das eine schwerer wog, wenn es vielleicht auch nur um das Gewicht einer Feder ging. Und darum ging es doch, nicht wahr? Man musste eine Wahl treffen – die *richtige* Wahl, und das war eine Last, die nur wenige tragen konnten.

Nichts zu tun und einfach dazusitzen – aus welchem Grund auch immer –, wenn der älteste und geschätzteste Freund das Einzige verloren hatte, das er je geliebt hatte, war nicht gerade das, was ein guter Mann tat. Auch wenn er sonst vielleicht nicht viel wusste – dies eine wusste Clay nur allzu gut.

Und seine Tochter wusste es ebenfalls.

»Papa, warum weinst du?«, fragte sie und zog die Stirn kraus.

Er nahm an, dass das Lächeln, das er nun aufsetzte, ungefähr so wirkte wie das, das Gabe vorhin auf der Treppe gezeigt hatte: brüchig und gebrochen und auch traurig. »Weil ich dich sehr vermissen werde«, sagte er.

4

Auf der Strasse

Auf dem Hügel, von dem aus man über das Gehöft blicken konnte, sagte er Ginny Lebewohl. Clay hatte angenommen, sie würde ihn an der Tür verabschieden oder spätestens dort umkehren, wo der Pfad endete und die lange Straße begann, und diesen Augenblick hatte er so gefürchtet wie ein Mann, der darauf wartet, dass ihn der Henker mit der schwarzen Kapuze aufs Schafott winkt – *jetzt bist du an der Reihe, alter Knabe!* Doch stattdessen blieb sie bei ihm und redete leise über Belanglosigkeiten, während sie Hand in Hand den Hügel hinaufstiegen. Bald nickte er eifrig und kicherte über etwas, von dem er später in der Nacht nicht mehr wusste, was es gewesen war. Fast hätte er vergessen, dass er ihre Stimme vielleicht nie wieder hören und auch nie wieder das Feuer der Morgensonne in ihren Haaren sehen würde, so wie jetzt, als sie die Hügelkuppe erreicht hatten und die Welt sich golden und grün dahinter ausdehnte.

Als sie einige Stunden zuvor in der grauen Dunkelheit vor dem Anbruch der Morgendämmerung noch immer wach gewesen waren, hatte Ginny ihn gewarnt, sie werde nicht weinen, wenn sie ihm Lebewohl sagte, denn so etwas liege nicht in ihrer Natur. Aber das heiße nicht, dass sie ihn nicht vermisste. Doch nachdem sie ihm auf der Hügelkuppe bei Sonnenaufgang gesagt hatte, was für ein guter Mann er sei, ging sie weiter und weinte, genauso wie er. Als ihre Tränen getrocknet waren, nahm sie sein

Gesicht zwischen die Hände und sah ihm tief in die Augen. »Komm zurück zu mir, Clay Cooper«, sagte sie zu ihm.

Komm zurück zu mir.

Daran würde er sich erinnern, bis zum bitteren Ende.

Gabriel hatte offenbar kein Zimmer im *Königskopf* gemietet, aber Shep, der Wirt, dessen Oberkörper stets hinter dem Holz der Theke zu sehen war, sodass sich Clay manchmal fragte, ob der Mann überhaupt Beine besaß, erwähnte, dass er einen leeren Stall einem schäbigen alten Barden im Austausch für ein paar Geschichten gegeben hatte. »Und es waren verdammt gute«, fügte Shep hinzu und säuberte dabei einige Krüge in einem Spülstein voll von undurchsichtigem Wasser. »Über Freunde, die zu Feinden werden, und über Feinde, die zu Freunden werden. Er hat einen Drachen so genau beschrieben, dass man glauben konnte, er hätte höchstpersönlich gegen das Untier gekämpft! Und er hat auch traurige Geschichten erzählt. Richtig ergreifende Sachen. Der Kerl musste sogar manchmal selbst weinen.«

Der Mann im Stall war tatsächlich Gabriel. Der einst so gepriesene Held, der mit Königen Wein getrunken (und mit Königinnen das Bett geteilt) hatte, lag nun, um sein Gepäck gerollt, auf einem Haufen aus urindurchtränktem Stroh. Er schrie auf, als Clay ihn anstieß und weckte, als wäre er aus den Fängen eines schrecklichen Albtraums gerissen worden – was vermutlich auch der Fall war. Er schleifte seinen alten Freund in den Schankraum und bestellte Frühstück für sie beide. Gabriel zuckte nervös, bis das Essen von einer von Sheps milden, dunkelhaarigen Töchtern gebracht wurde, und dann fiel er genauso heißhungrig darüber her wie über Ginnys Eintopf am vergangenen Abend.

»Ich habe dir frische Kleidung mitgebracht«, sagte Clay. »Und neue Stiefel. Und wenn du mit dem Essen fertig bist, werde ich Shep bitten, dir ein Bad einzulassen.«

Gabe grinste ihn schief an. »Ist es so schlimm?«

»Ziemlich schlimm«, sagte Clay, und Gabriel zuckte zusammen.

Danach stocherte Clay in seiner Mahlzeit herum und fragte sich, ob er damit nicht etwa schon genug getan hätte. Nun konnte er Gabe mit vollem Magen und frischer Kleidung auf den Weg schicken und selbst nach Hause zurückgehen. Er könnte Ginny sagen, dass er keine Spur von seinem alten Freund gefunden hatte, und sie würde sagen: *Na gut, du hast es wenigstens versucht*, und er würde sagen: *Allerdings*, und dann würde er neben sie ins Bett schlüpfen, wo es gemütlich und warm war, und vielleicht …

Gabriel beobachtete ihn so eindringlich, als wäre Clays Schädel ein Fischglas, in dem seine Gedanken deutlich sichtbar umherschwammen. Sein Blick glitt zu dem schwer aussehenden Gepäck auf der Bank ihm gegenüber und dann zu dem Rand des großen schwarzen Schildes, den sich Clay auf den Rücken gebunden hatte. Schließlich starrte er auf seinen leeren Teller hinunter, und nach einem langen Schweigen schniefte er und fuhr sich mit dem schmutzigen Ärmel über die Augen.

»Danke«, sagte er.

Clay seufzte und dachte: *So viel zum Weg nach Hause.* »Nicht der Rede wert«, sagte er.

Auf dem Weg hinaus aus Decktal hielten sie beim Wächterhaus an, damit Clay seinen Umhang abgeben und den Sergeanten darüber in Kenntnis setzen konnte, dass er den Ort verließ.

»Wohin gehst du?«, fragte der Sergeant. Sein wahrer Name war für jeden ein Geheimnis – mit Ausnahme seiner Frau, die aber vor einigen Jahren gestorben war und das Geheimnis mit ins Grab genommen hatte. Er war ein Mann von großer Rechtschaffenheit, schwacher Fantasie und unbestimmbarem Alter und

hatte ein Gesicht, das wie ein an der Sonne spröde gewordenes Leder wirkte, sowie einen eisengrau gesträhnten Bart, dessen Enden dick wie Pferdeschweife waren und ihm fast bis zur Hüfte reichten. Soweit man wusste, hatte er nie in einer richtigen Armee gedient oder als Söldner gekämpft oder irgendetwas anderes getan, als über den Ort Decktal zu wachen – sein ganzes Leben lang.

Clay hatte keine Lust, ihre Reise in allen hoffnungslosen Einzelheiten zu beschreiben, und sagte daher nur: »Nach Castia.«

Die Männer, die an beiden Seiten des Tores postiert waren, keuchten überrascht auf, aber der Sergeant strich sich nur über den mächtigen Bart und starrte Clay durch die Höcker hindurch an, die ihm als Augen dienten und aus den Falten des Gesichts herausragten. »Hm«, sagte er. »Weit weg.«

Weit weg? Der alte Mann hätte genauso gut sagen können, dass die Sonne *hoch am Himmel* stand.

»Ja«, erwiderte Clay.

»Dann nehme ich jetzt dein Grün entgegen.« Der Sergeant streckte die schwielige Hand vor, und Clay gab ihm seinen Wächterumhang. Er reichte ihm auch das Schwert, aber der alte Mann schüttelte den Kopf. »Behalte es.«

»Auf der Straße nach Süden sind einige Leute ausgeraubt worden«, sagte einer der Wächter.

»Und bei Tassels Hof ist ein Zentaur gesichtet worden«, fügte der andere hinzu.

»Hier.« Der Sergeant drückte Clay etwas in die Hände. Es war ein Messinghelm, geformt wie eine Suppenschüssel, mit einem ausgestellten Nasenschutz und einer eingearbeiteten Lederkappe. Die Götter wussten genau, wie sehr Clay Helme hasste, und dieser hier war noch hässlicher als die meisten anderen.

»Danke«, sagte er und steckte sich den Helm unter den Arm.

»Warum setzt du ihn nicht auf?«, fragte Gabriel.

Clay bedachte seinen sogenannten Freund mit einem unheilvollen Blick. Die Frage hatte ernst geklungen, aber Clay erkannte, dass sich Gabriels Mundwinkel belustigt hoben. Auch Gabriel wusste, wie sehr Clay es verabscheute, einen Helm zu tragen. »Wie bitte?«, fragte er, als hätte er Gabriel nicht richtig verstanden.

»Du solltest ihn sofort aufsetzen«, drängte ihn Gabe, doch diesmal verriet ihn seine Stimme, die am Ende des Satzes schriller wurde, während er sich bemühte, ein unbeteiligtes Gesicht zu machen.

Hilflos blickte sich Clay um, aber er und Gabe waren die beiden Einzigen, die diesen Witz verstanden. Die Männer am Tor sahen ihn erwartungsvoll an. Der Sergeant nickte.

Also setzte Clay den Helm auf und erzitterte, als sich das vom Schweiß anderer Männer verformte Leder um seinen Kopf schmiegte. Der Nasenschutz drückte und quetschte schmerzhaft, und Clay blinzelte, während sich seine Augen allmählich an den schwarzen Balken zwischen ihnen gewöhnten.

»Sieht gut aus«, sagte Gabriel und kratzte sich die Nase, womit er sein Grinsen überdecken wollte.

Der Sergeant sagte nichts, aber etwas – ein Glitzern in seinen krähenscharfen Augen – erregte in Clay den Verdacht, dass ihn der alte Mann doch an der Nase herumgeführt hatte.

Clay lächelte Gabriel gequält an. »Können wir jetzt endlich gehen?«, fragte er.

Sie traten durch das Tor. Nach etwa fünfzig Ellen wandte sich der Weg hinter einem Hain aus dicht beieinanderstehenden grünen Föhren nach Süden. Auf der anderen Seite der Straße erhob sich ein kleiner Hügel, und in dem Augenblick, in dem sie die Biegung umrundet hatten, riss sich Clay den Helm vom Kopf und schleuderte ihn hoch in die Luft. Er prallte zweimal vom Hang ab, schlitterte in langem Bogen herunter und kam schließ-

lich zur Ruhe. Viele andere Helme rosteten dort auf dem Boden, waren von Flechten überwachsen oder halb im Schlamm vergraben. Manche waren zur Heimstatt von Tieren geworden, und als sich der Bronzehelm, den Clay weggeworfen hatte, nicht mehr bewegte, landete ein Zaunkönig auf seinem breiten Rand und beschloss sofort, dass er den geeigneten Ort für ein Nest gefunden hatte.

Nebeneinander gingen Clay und Gabe den erdigen Weg entlang. Zu beiden Seiten erhob sich ein Wald aus hohen weißen Birken und gedrungenen grünen Erlen. Die beiden Männer schwiegen für eine Weile und waren in den schrecklichen Labyrinthen ihrer eigenen Gedanken verloren. Gabriel trug keinerlei Waffen und hatte als Gepäck lediglich einen anscheinend leeren Sack dabei. Clays eigene Tasche war bis zum Bersten gefüllt mit Reservekleidung, einem warmen Mantel, Mahlzeiten für einige Tage und genügend Socken, um die Füße einer ganzen Armee warm zu halten. Das Schwert der Wächter hing an seiner Hüfte, und *Schwarzherz* hatte er sich über die rechte Schulter geschlungen.

Der Schild war nach einem tobenden Treanten benannt worden, der einen lebendigen Wald auf eine monatelange Mordorgie durch das südliche Agria geführt hatte. Schwarzherz und seine Baumarmee hatten mehrere Dörfer ausgelöscht, bevor sie Hohlberg belagert hatten. Auch wenn noch ein paar tapfere Verteidiger übrig geblieben waren, die ihre Häuser schützen wollten, waren doch Clay und seine Truppe die einzigen richtigen Kämpfer im Ort gewesen. Die Schlacht, die beinahe eine ganze Woche gedauert und einen der zahlreichen Barden der Saga das Leben gekostet hatte, diente als Gegenstand von mehr Liedern, als man an einem Tag singen konnte.

Clay selbst hatte Schwarzherz zur Strecke gebracht, und aus

dem Leichnam des Treanten hatte er das Holz für seinen Schild geschlagen, der ihm öfter das Leben gerettet hatte als all seine Kampfgefährten zusammengenommen, und aus diesem Grund war er Clays wertvollster Besitz. Die Oberfläche erzählte die Geschichte zahlloser Kämpfe: hier eingekerbt durch die rasiermesserscharfen Krallen einer brütenden Harpyenmutter, dort versengt von dem Säureatem eines mechanischen Bullen. Sein Gewicht wirkte wie ein vertrauter Trost, selbst wenn der Riemen bereits ein wenig scheuerte, ihm der obere Rand andauernd gegen den Hinterkopf stieß und seine Schultern unter dem Gewicht wie die eines Ackergauls schmerzten, der vor einen Wagen mit Granit gebunden war.

»Ginny scheint es gut zu gehen«, sagte Gabriel und riss damit das lange Schweigen zwischen ihnen ein.

»Hm«, sagte Clay in dem Versuch, es wieder aufzurichten.

»Wie alt ist Tally jetzt?«, bedrängte ihn Gabe. »Sieben?«

»Neun.«

»Neun!« Gabriel schüttelte den Kopf. »Wo ist bloß die Zeit geblieben?«

»Irgendwo an einem warmen Ort«, vermutete Clay.

Schweigend schritten sie wieder eine Weile dahin, aber Clay konnte jetzt sehen, dass sein Freund immer unruhiger wurde. Gabriel war nie sehr zurückhaltend und in sich gekehrt gewesen, was der wesentliche Grund dafür gewesen war, dass er und Clay Freunde geworden waren.

»Und du lebst noch immer in Fünfhof?« Wenn sie schon sprechen mussten, dann wollte Clay wenigstens das Thema von seiner Frau und seiner Tochter weglenken, denn er empfand bereits eine Sehnsucht nach ihnen, die er nie für möglich gehalten hätte.

»Ich habe dort gelebt«, sagte Gabriel. »Aber du weißt ja, wie es ist.«

Clay wusste dies zwar keineswegs, doch er hatte das Gefühl, dass Gabriel keine weiteren Ausführungen dazu machen wollte.

»Ich habe die Stadt vor etwa zwei Jahren verlassen. Danach habe ich eine Weile in Regenbach gewohnt und ein paar Einzelaufträge angenommen, um die Miete bezahlen zu können und etwas zu essen auf den Tisch zu bekommen.«

»Einzelaufträge?«, fragte Clay und wich seitwärts aus, damit er in kein trügerisches Schlagloch geriet. Während des ganzen Frühlings und Sommers fuhren Wagen mit frisch geschlagenem Holz über die südwärts nach Conthas führende Straße und hinterließen tiefe Rillen und weit aufklaffende Löcher, die nie jemand reparierte.

»Nichts, womit ich nicht klargekommen wäre«, sagte Gabe gerade. »Ein paar Oger, einen Barghest, ein Rudel Werwölfe, die in menschlicher Gestalt mindestens siebzig Jahre alt und daher ziemlich leicht zu erlegen waren.«

Clay schwankte zwischen Entsetzen, Belustigung und echter Überraschung. Je näher man an Fünfhof herankam, das früher einmal der Mittelpunkt von Grandual gewesen war, desto weniger Ungeheuer fand man heute. »Ich wusste gar nicht, dass Regenbach ein Ungeheuerproblem hat«, sagte er.

Gabriels Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. »Nicht mehr.«

Clay rollte mit den Augen. *Du bist ihm in die Falle gegangen*, dachte er. Doch es war schön, hinter der traurigen Fassade einen Schatten von Gabriels alter Selbstsicherheit zu bemerken. *Vielleicht steckt unter all dem Rost doch noch eine Klinge.*

»Dort habe ich Rose zum letzten Mal gesehen«, sagte Gabriel, und sogleich kehrte die dunkle Wolke zurück und verschattete seine Stimmung. »Sie hat mir auf ihrem Weg nach Westen einen Besuch abgestattet. Ich habe zwar versucht, ihr diesen Plan auszureden, doch ist das in einem schrecklichen Streit geendet. Wir

haben uns die halbe Nacht angebrüllt, und als ich später wieder aufgewacht bin, war sie verschwunden.« Er schüttelte den Kopf, biss sich auf die Unterlippe und blinzelte ins Nichts. »Ich wünschte …«, begann er und verstummte wieder. Schließlich fragte er: »Was ist mit dir? Wie haben deine Pläne ausgesehen, bevor ich erschienen bin und alles über den Haufen geworfen habe?«

Clay zuckte die Achseln. »Wir hatten gehofft, Tally auf die Schule in Restfurt zu schicken, wenn sie alt genug dazu ist. Und danach … Ginny und ich hatten daran gedacht, das Haus zu verkaufen und irgendwo einen eigenen Laden zu eröffnen.«

»Du meinst so etwas wie eine Taverne?«

Clay nickte. »Zwei Stockwerke, ein Stall im Hinterhof, vielleicht auch eine Schmiede, sodass wir Pferde beschlagen und Werkzeuge reparieren können …«

Gabriel kratzte sich am Hinterkopf. »Eine Schule in Restfurt, eine eigene Taverne … Wer hätte geahnt, dass Wachestehen an einer Mauer so gut bezahlt wird? Vielleicht sollte ich bei dem Sergeanten um eine Einstellung nachsuchen, wenn wir zurückkommen. Ich bin schon immer der Meinung gewesen, dass ich in einem Helm atemberaubend aussehe …«

»Ginny handelt mit Pferden«, warf Clay ein. »Sie verdient fünfmal mehr als ich.«

»Ah. Du bist ein glücklicher Mann«, sagte er und betrachtete ihn von der Seite. »Gute Götter, deine eigene Herberge! Ich sehe es deutlich vor mir: *Schwarzherz* hängt an der Wand, Ginny gießt die Getränke hinter der Theke ein, und der alte Clay Cooper sitzt am Feuer und erzählt jedem, der es hören will, dass wir damals mühsam im Schnee auf die Berge steigen mussten, um Drachen zu erschlagen.«

Clay kicherte und verscheuchte eine Wespe, die vor seinen Augen herumsummte. In Anbetracht der Tatsache, dass die meisten Drachen, von denen er gehört hatte, auf Berggipfeln

lebten, schien ihm ein Aufstieg im Schnee zum Erschlagen dieser Wesen nicht einmal der Erwähnung wert. Er dachte gerade darüber nach, als Gabriel so plötzlich stehen blieb, dass Clay beinahe gegen ihn gestoßen wäre. Er wollte schon nach dem Grund fragen, als er bemerkte, wo sie sich befanden.

Neben der Straße standen die Überreste eines bescheidenen Hauses, das während der Jahrzehnte mit verfilztem Gebüsch und hüfthohem gelbem Gras überwuchert worden war. Eine knorrige Eiche wuchs aus den Trümmern hervor und verteilte einen stetigen Regen aus strahlenden hellorangefarbenen Blättern. Die gewundenen Wurzeln hatten sich um die rußgeschwärzten Steine gelegt, als wollten sie diese mit den Jahreszeiten allmählich in den Boden ziehen.

Es war schon mehrere Jahre her, seit Clay zum letzten Mal das betrachtet hatte, was einmal das Zuhause seiner Kindheit gewesen war. Er hatte selten einen Grund gehabt, so weit nach Süden zu reisen, und selbst dann hatte er keinen Blick auf die Ruine geworfen oder sogar einen weiten Bogen darum geschlagen. Als er nun hier stand, redete sich Clay ein, dass er die Asche im Wind nicht riechen und die Hitze der Flammen auf seinem Gesicht nicht spüren konnte. Er konnte nicht die Schreie und auch nicht das dumpfe Schlagen der Fäuste hören – wirklich nicht. Aber er erinnerte sich sehr lebhaft daran. Er *spürte* diese Erinnerungen; sie packten ihn wie Wurzeln und drohten ihn in den Abgrund zu ziehen.

Er wäre fast zusammengefahren, als Gabe ihm die Hand auf die Schulter legte. »Es tut mir leid«, murmelte Clay abwesend, »ich …«

»Du solltest sie besuchen«, sagte Gabriel.

Clay seufzte und warf einen Blick auf die Ruine. Seine Augen folgten dem Treiben der Blätter, die wie Kohlenstücke auf die verschattete Erde niederfielen. Eine andere Wespe – oder dieselbe

wie vorhin – summte in der Luft um seinen Kopf herum. »Es wird nicht lange dauern«, sagte er schließlich.

Gabriels beruhigendes Lächeln kam und ging wie ein Windstoß. »Ich warte hier.«

Clays Vater Leif war Holzfäller gewesen, auch wenn er oft damit prahlte, kurz als Söldner gearbeitet zu haben. Leif und die Waldmänner waren eine kaum bekannte Truppe gewesen, bis sie einen Banderhobb zu Fall gebracht hatten, der kleine Kinder aus Weidenwacht entführt hatte. Leider hatte die ätzende Galle des Wesens an den Beinen des Frontmannes große Schäden angerichtet, und so war Leif zum Krüppel geworden; er hatte sich nur noch mit einem taumelnden Hinken fortbewegen können. Seine Truppe, die sich danach die Waldmänner nannte, kam ohne ihn zu Ruhm.

Clays Mutter hatte die Küche im *Königskopf* geführt. Sie war eine Künstlerin gewesen, wenn es um Nahrungsmittel ging, und ihr Mann hatte sich oft beschwert, dass sie bessere Mahlzeiten für die Fremden als für ihre eigene Familie zubereitete. Einmal hatte sie betont, dass Leif mehr Zeit mit dem Trinken in der Taverne als mit seinem Sohn verbrachte. Das war ihre Art, ihn einen Trunkenbold zu nennen, ohne es tatsächlich auszusprechen, und auch wenn Leif nicht klug genug gewesen war, ihre Anspielung zu verstehen, hatte er doch bereits ihren Tonfall nicht gemocht und sie deshalb geschlagen.

Die Worte seiner Frau fraßen trotzdem an ihm, und am nächsten Tag nahm Leif seinen Sohn mit in den Wald. Es war hell und kalt, ein Winterwind blies von den Bergen herab und fror die Blätter an, sodass sie unter Clays Stiefeln knirschten, während er hinter seinem Vater hertrappelte.

Clay erinnerte sich, dass er sich gefragt hatte: *Was suchen wir hier?*

Leif hatte seine Axt dabei, die er jeden Abend vor dem Zubettgehen schärfte. Er blieb stehen und betrachtete die Bäume um sich herum: weiße Birken, roter Ahorn und Kiefern, die noch in Grün gekleidet waren. *Wir nehmen einen schwachen*, verkündete er schließlich. *Etwas, das keine große Gegenwehr leistet.*

Clay hatte darüber gelacht. Jetzt hasste er sich dafür.

Sie fanden eine kleine Birke, und Leif drückte ihm die Axt in die Hände. Er zeigte Clay, wie er die Füße stellen und die Axt ziemlich weit unten am Schaft packen musste, um dann mit aller Kraft zuzuschlagen. Clays erster Hieb war noch besonders schwach. Ein Stoß lief durch seine Arme, und die Ellbogen schmerzten. Die Birke war kaum angekratzt.

Sein Vater schnaubte verächtlich. »Noch einmal, Junge. Schlag zu, als würdest du den Baum hassen.«

Am Ende fiel die Birke, und Clay erhielt für seine Mühen einen groben Klaps auf die Schulter. Danach führte ihn Leif nach Hause; die Birke wurde dort liegen gelassen, wo sie niedergefallen war.

Und dort lag sie noch immer, nachdem fast vierzig harte agrianische Winter auf jenen kalten Herbsttag gefolgt waren. Der Baum lag weiß wie ein Knochen im sprenkelnden Sonnenlicht. Clay kniete nieder, stellte sein Gepäck beiseite, schüttelte *Schwarzherz* ab und legte den Schild auf den Boden. Der Duft des Waldes erfüllte seine Lunge, und das war ein Trost. Er streckte die Hand aus, berührte den Stamm, zupfte müßig an der abgeplatzten Borke und fuhr mit den Fingern über die groben Knoten und Risse.

Niemand außer Gabriel und Ginny wussten, dass Clay hier seine Mutter beerdigt hatte. Er hatte Tally bald einmal herbringen wollen, doch bisher hatte er nicht den nötigen Mut dazu aufgebracht. Seine Tochter war unersättlich neugierig und würde wissen wollen, wie ihre Großmutter gestorben war. Doch

es gab Dinge, die ein neun Jahre altes Mädchen besser nicht wusste.

Nichts markierte das Grab, kein Stein, auf den die einzige Person, die um Talia Cooper trauerte, einen Kranz hätte legen oder eine Kerze hätte stellen können. Es waren nur die Worte *Sei freundlich* in die rissige Rinde der Birke eingeritzt, und es wirkte so, als hätte derjenige, der die Worte geschrieben hatte, geweint oder als wäre er ein Kind gewesen – oder beides.

5

Steine, Socken und Butterbrote

»Wohin sind wir denn unterwegs?«, fragte Clay, kurz bevor sie auf der Straße nach Conthas ausgeraubt wurden.

»Alles der Reihe nach«, sagte Gabriel. »Zuerst muss ich *Vellichor* zurückholen.«

»Du hast gesagt, dass du es verkauft hast?«

Gabe nickte. »Grundsätzlich ja.«

Clay konnte kaum glauben, dass sie dieses Gespräch führten. Gabes altes Schwert *Vellichor* war das vermutlich begehrteste Artefakt auf der ganzen Welt. Vor einigen Tausend Jahren (zumindest sagten das die Barden in seltener Übereinstimmung) war ein Volk hasenohriger Unsterblicher, die sich die Druine nannten, der vollständigen Vernichtung ihrer Welt nur dadurch entgangen, dass sie *Vellichor* dazu benutzt hatten, sich einen Weg in diese Welt zu schneiden, die damals ein Land wilder Menschen und noch wilderer Ungeheuer gewesen war. Die Druine hatten keine Schwierigkeiten damit gehabt, beide zu unterwerfen, und bald hatten sie ein gewaltiges Reich errichtet, das als das Dominium bekannt war.

Der Anführer der Druine war der Archon Vespian gewesen, der im Herzwyld verschwunden war, als das Dominium viele Jahrhunderte später von seinen eigenen monströsen Horden überrannt wurde. Als ihn die Saga vor etwa dreißig Jahren entdeckt hatte, war der Archon gerade auf der verzweifelten Suche

nach seinem Sohn gewesen, der sich ihm entfremdet hatte. Kurz danach waren Clay und seine Gefährten Vespian erneut begegnet – tödlich verwundet, wie er zugegeben hatte, und zwar von dem Sohn, dem er gefolgt war. Der sterbende Druin hatte Gabriel sein Schwert unter einer Bedingung gegeben: Gabriel musste es benutzen, um Vespians Sohn zu töten.

Dem hatte Gabriel zugestimmt, und der Archon hatte mit seinem letzten Atem etwas gesagt, das so leise gewesen war, dass niemand es hatte hören können, und die Sprache, in der er es gesagt hatte, war so alt, dass niemand in der Lage war, sie zu verstehen. Was immer es gewesen sein mochte, es hatte nach Clays Ansicht bestimmt nicht bedeutet: *Verkaufe es, wenn du musst*.

»Grundsätzlich?« Clay spürte, wie ein Ärger in ihm hochstieg. »Wem hast du dein Schwert *grundsätzlich* verkauft?«, fragte Clay und versuchte, weniger gereizt zu klingen, als er tatsächlich war.

Gabriel sah ihn an und war offenbar peinlich berührt. »Hm … Kal hat es.«

»Kal?«

»Ja.«

»Warte mal – Kal wie Kallorek? Unser alter Bucher? Derjenige, wegen dem Valerie …«

»Wegen dem Valerie mich verlassen hat, ja«, beendete Gabe den Satz. »Danke, dass du mich daran erinnerst. Und ich habe ihm das Schwert auch nicht wirklich *verkauft*. Ich habe ein paar Leuten eine große Menge Geld geschuldet, und Kal hat angeboten, meine Schulden zu begleichen, aber ich hatte nichts, was ich ihm dafür hätte geben können. Er sagte, das Schwert würde ihm genügen, aber wenn ich es jemals wieder bräuchte, sollte ich zu ihm kommen und ihn darum bitten. Also werde ich jetzt genau das tun.«

Clay hatte Kallorek seit fast zwanzig Jahren nicht mehr

gesehen, und er konnte gewiss nicht behaupten, dass er sich darauf freute, ihrem alten Bucher wiederzubegegnen. Kal war laut, grob und aggressiv – ungefähr so wie Gabriel, aber noch viel lauter, grober und aggressiver, allerdings ohne Gabes natürlichen Charme und dessen entwaffnend gutes Aussehen zu besitzen, die seine schlechten Eigenschaften aufwogen.

Soweit Clay Kals schäbige Vergangenheit kannte, war dieser ein Mietschläger auf den Straßen von Conthas gewesen, bevor er sich als Bucher verdingte, wofür er, wie sich herausstellte, eine Begabung besaß. Es war Kallorek gewesen, der sie Matrick vorgestellt und Ganelon überzeugt hatte, der Truppe beizutreten, und es war Kallorek gewesen, der den Auftrag hereingeholt hatte, durch den sie zu Moog gekommen waren. Hätte es Kal nicht gegeben, wäre die Saga nie entstanden.

Dennoch war der Mann so gemein wie ein Murlog mit einem Maul voller Nägel.

Clay fragte sich, ob Valerie schon wusste, dass Rose nach Castia gegangen war. Er hoffte es – für Gabriel. Wenn es etwas Unheimlicheres als die Herzwyld-Horde gab, dann war es der Zorn einer rachsüchtigen Ex-Frau.

»Und was ist mit den anderen?«, fragte Clay. »Hast du mit Moog darüber gesprochen? Oder mit Ganelon?«

Gabriel schüttelte den Kopf. »Zuerst bin ich zu dir gekommen. Ich dachte, gemeinsam fällt es uns leichter, den Rest mit an Bord zu holen. Sie vertrauen dir, Clay. Zumindest mehr als mir. Denk daran, dass dies nicht das erste Mal ist, dass ich versuche, die Saga wiederzubeleben.«

»Ja, stimmt, du wolltest einmal, dass wir in einer Arena kämpfen«, meinte Clay. »Gegen Gott weiß wen, während zehntausend Leute zusehen.«

»Zwanzigtausend«, berichtigte Gabe.

»Aber warum? Wozu sollte das gut sein?«

»Ich weiß nicht«, sagte Gabriel. »So läuft das heutzutage nun einmal. Die Leute wollen Aufregung haben. Sie wollen Blut sehen. Sie wollen ihre Helden in Aktion verfolgen und nicht nur von irgendeinem Barden, der vermutlich die Hälfte der Geschichte selbst erfunden hat, etwas über sie hören.«

Clay konnte nur ungläubig den Kopf schütteln. Wussten die Leute denn nicht, dass die Geschichten und die Legenden, die sich um sie rankten, der beste Teil waren? Die Götter wussten, dass die Barden in der Regel nur dazu gut waren, umgebracht zu werden und Lügen zu erzählen, aber in beiden waren sie zweifellos Meister. Clay konnte schon nicht mehr zählen, wie oft er sich in eine blutige, schäbige Schlägerei gestürzt hatte, nur um später mit anzuhören, wie ein Barde einen übervölkerten Schankraum davon überzeugte, dass dies die größte und ruhmreichste Schlacht war, die jemals zwischen Mann und Bestie geführt worden war.

In den Geschichten kamen die Märsche ohne schmerzliche Blasen an den Füßen aus, und die Schwertkämpfe ohne entzündliche Wunden, die die Helden am Ende im Schlaf töteten. Wenn in den Geschichten ein Riese erschlagen wurde, dann fiel er mit donnerndem Lärm zu Boden. In Wirklichkeit starb ein Riese genauso wie jedes andere Wesen: schreiend und sich einkotend.

Ein Teil von Clay hatte schon immer vermutet, dass die Welt hinter Decktal mit jedem Tag schlechter wurde, aber da er nicht viel mit der Welt da draußen zu tun haben wollte – abgesehen davon, den Leuten, die sie bereisten, etwas zu trinken und ein Bett zu geben –, war es ihm ziemlich gleichgültig gewesen. Aber nun, da er sich kopfüber in diese Welt stürzte … da hatte er inzwischen das Gefühl, dass die Welt noch schlechter geworden war, als er bisher geglaubt hatte.

»Es ist so«, fuhr Gabriel langsam fort, »dass dir die anderen

glauben werden, wenn du ihnen sagst, dass es uns gelingen wird, das Herzwyld zu durchqueren und Rose nach Hause zu bringen.«

»Wenn du das sagst …«, meinte Clay. Er sah einen Vogel oder ein anderes helles Wesen, das am Rande seines Blickfeldes zwischen den Bäumen umherschwirrte. Als er sich dann in die Richtung wandte, in der er es gesehen hatte, war es allerdings verschwunden. »Was machen denn die anderen so?«, fragte er, um das Thema zu wechseln. »Ich meine … außer Matrick, der vermutlich noch immer der König von Agria sein wird.«

Bevor Gabe antworten konnte, schlenderte eine Frau auf die Straße vor ihnen. Ihre langen braunen Haare bildeten ein Gewirr aus locker geflochtenen Zöpfen, die in krausen Strähnen ausliefen. Ihre Kleidung war kaum in besserem Zustand, doch was ihr an Qualität fehlte, machte sie an Quantität wieder wett, denn eine Schicht lag über der anderen, ohne dass sie auf Muster oder Farben Wert gelegt hätte, die zueinanderpassten. Sie hatte sich einen Langbogen über die Schulter geschlungen, und ein einzelner Pfeil lag locker in ihrer Hand.

»Guten Morgen, Jungs«, sagte sie. »Herrlicher Tag für einen Spaziergang, nicht wahr?«

»Oder für einen Raubüberfall«, murmelte Clay und beobachtete den Wald zu beiden Seiten des Weges. Dabei entdeckte er ein halbes Dutzend Personen zwischen den Bäumen. Sie alle waren Frauen, gekleidet auf die gleiche zufällige Art wie diejenige, die sich ihnen in den Weg gestellt hatte, und wie es aussah, waren sie alle bis unter die Brüste bewaffnet.

»Glaubst du?«, fragte sie mit dem lang gezogenen Akzent einer Frau aus der cartesischen Ebene. »Ich bevorzuge Regen bei einem Raub. Keinen Wolkenbruch, sondern eher ein leichtes Nieseln. Ich finde, das passt besser zur Stimmung. Wenn du mich fragst, ist es eine Schande, einen sonnigen Tag wie diesen mit etwas so Unfeinem wie einer kleinen Dieberei zu versauen.« Sie machte

eine Geste der Hilflosigkeit, dann richtete sie den Pfeil, den sie in der Hand trug, auf Clays Brust. »Aber hier sind wir nun einmal: die kleinen Diebinnen.«

»Wir besitzen nichts, was ihr haben wollt«, sagte Gabriel und spreizte die Hände.

Die Brigantin schenkte ihm ein Lächeln. »Ach, das werden wir noch sehen. Wenn ihr jetzt bitte so freundlich wäret, eure Waffen auf die Straße zu legen und eure Taschen zu leeren, damit wir uns den Inhalt ansehen können?«

Clay gehorchte. Er warf das Wächterschwert auf den Boden und kippte sein Gepäck aus.

Das Mädchen stieß einen Pfiff aus, trat an den Inhalt heran und durchstöberte ihn. »Oh, Socken und Butterbrote! Heute ist unser Glückstag, Mädels! Kommt und holt es euch!« Ein Chor von Jubelrufen und Geheul antwortete ihr von den Bäumen herüber, und ihre Frauen drangen wie ein Rudel von zerzausten Kojoten auf die Straße. Sie umkreisten die beiden Männer und vollführten mit ihren Messern, Speeren und halb gespannten Bögen bedrohliche Gesten. Gabriel zuckte unter jedem angetäuschten Angriff zusammen und leerte sein Gepäck ebenfalls aus.

Seine Tasche war gar nicht leer, wie Clay überrascht bemerkte. Und zum Erstaunen aller enthielt es nur eine Handvoll Steine, die vor Gabriels Füßen auf den Weg klapperten.

Das Geräusch erstarb sofort wieder, und zum ersten Mal schien die Anführerin wahrhaft ungehalten zu sein.

»Bei den haarlosen Eiern des Heiden!«, fluchte sie und trat einen der Steine ins Gras neben dem Weg. Gabriel machte eine Bewegung nach vorn, als wollte er hinter dem Stein herspringen, doch der böse Blick der Frau hielt ihn auf. »Steine? Meinst du das ernst? Das sind weder Saphire noch Rubine oder fette Silberborren.«

»Barren«, murmelte Clay noch, aber die Frau hörte ihm überhaupt nicht zu.

»Die Götter gewähren es uns nicht, dass wir irgendeinen Narren überfallen, der einen Sack voller Diamanten bei sich hat, o nein! Aber Steine! Und Socken! Und … mit was sind die Brote belegt?«

»Mit Schinken.«

»Schinken«, knurrte die Frau, als spräche sie den Namen eines bitteren Feindes aus. Ihre Knöchel um den Schaft ihres Bogens stachen weiß hervor.

»Was ist mit dem Schild da?«, fragte eine der Banditinnen. Sie zeigte mit der Spitze ihres Speers auf *Schwarzherz*.

»Sieht schick aus«, sagte eine andere. »Ist vielleicht eine oder zwei Hofmark wert.«

Clay machte sich nicht die Mühe, sie offen anzusprechen. Stattdessen richtete er seinen Blick fest auf die Anführerin. »Dieser Schild geht nirgendwohin«, sagte er.

Die Frau kniff die Augen zusammen. »Ach, wirklich nicht?« Sie umrundete ihn, hielt dabei ihren Bogen wie einen Spazierstock und warf einen weiteren abschätzigen Blick auf Gabriels armseligen Steinhaufen. »Ist es mir etwa entgangen, dass ihr nicht mehr in der Position seid, euch … euch …« Sie verstummte kurz. »Na ja, ich möchte der Schwanzring eines Kobolds sein, wenn das nicht das ist, was ich denke.«

»Das hängt davon ab, was du denkst«, meinte Clay.

»Ich glaube, dieser Schild gehört zu jemandem, den man die Langsame Hand nennt, auch bekannt als Clay Cooper«, sagte sie. »Ich glaube, das ist das verdammte *Schwarzherz*!«

»Nun, in diesem Fall hast du recht«, sagte Clay. Es war viele Jahre her, seit ihn jemand Langsame Hand genannt hatte – ein Spitzname, den er sich für seine Neigung erworben hatte, in fast jedem Kampf als Erster einen Schlag abzubekommen.

»Dann ist er wirklich schick«, rief die Banditin aus, die dies schon vorhergesagt hatte. »Wir nehmen ihn dir ab.« Sie griff danach, und Clay sprach in seinem Geist ein Gebet zu dem Gott Granduals, der dafür verantwortlich war, den Männern zu vergeben, die den Frauen die Handgelenke brachen, bevor sie ihnen einen Schlag gegen die Kehle versetzten.

»Lass es«, sagte die Anführerin.

Einen Augenblick lang starrten sich die Banditinnen so böse an wie Raubtiere, die über einer frischen Beute standen, doch schließlich obsiegte die Anführerin und zwang die andere, mürrisch wegzuschauen.

»Dieser Schild«, erklärte sie, »wurde aus dem Herzen eines bösartigen alten Treanten gehauen, der tausend Männer tötete, bevor der hier …« – sie deutete auf Clay und hätte ihm dabei mit ihrem Pfeil in der Hand beinahe das Auge ausgestochen – »… Kleinholz aus ihm gemacht hat. Er ist tatsächlich Clay Cooper, die Langsame Hand. Er ist ein wahrer Held!«

»Und wir rauben keine Helden aus?«, fragte eine der Banditinnen.

»Natürlich rauben wir auch Helden aus«, antwortete die Frau und durchschnitt mit ihrer Pfeilspitze geschickt die Börse an Clays Hüfte. Zwanzig Silbermünzen kullerten auf die staubige Straße, und die Banditinnen bückten sich rasch und sammelten sie auf.

Die Frau hob ihre Stimme so sehr, als wollte sie predigen. »Ein Butterbrot gehört dem, der es isst; eine Socke gehört dem, der sie trägt; eine Münze gehört dem, der sie besitzt und ausgeben kann. Aber manche Dinge sind nun mal nicht dazu bestimmt, weggenommen zu werden. Wie dies hier.« Sie fuhr mit den Fingern über die raue Oberfläche vom *Schwarzherz*, als würde sie das Grab eines heiligen Mannes berühren. »Und das hier gehört Clay Cooper und niemand anderem, und eher

wächst mir ein Schwanz aus dem Hintern, als dass ich mich selbst so erniedrige und ihm diesen Schild abnehme.«

Sie trat zurück, schulterte ihren Bogen und stellte sich vor ihren Gefährtinnen hin – mitten auf die Straße. »Socken an, Mädels!«, rief sie, und nun setzten sich die Banditinnen in Bewegung. Sie zogen ihre Stiefel aus und streiften sich Ginnys handgestrickte Socken über das, was sie bereits an den Füßen trugen. Danach verteilten sie die Brote, und schließlich huschten sie zum Waldrand zurück.

Eine von ihnen nahm dabei Clays Schwert auf. »Gehört *das* etwa auch Clay Cooper?«, fragte sie.

»Nicht mehr«, meinte die Anführerin.

Gabriel sah mit offensichtlicher Erleichterung zu, wie sich die Brigantinnen zerstreuten. Die Anführerin sah Clay an und deutete mit dem Kinn auf seinen Gefährten. »Wer ist eigentlich dieser Mitläufer?«

Clay kratzte sich am Bart. »Äh … das ist …«

»Gabe«, antwortete sein Freund für sich selbst und richtete sich dabei ein wenig auf.

Die Frau war höchst erstaunt. »Du meinst den *Goldenen Gabe*?« Gabriel nickte, und sie schüttelte ungläubig den Kopf. »Also, ich kann dir sagen, dass du nicht so bist, wie ich es erwartet hätte. Mein Papa hat mir erzählt, dass du feurig wie ein Löwe und so kühl wie ein Bier aus Kaskar bist. Meine Mama hat immer gesagt, du bist der hübscheste Mann, den sie je gesehen hat – natürlich mit Ausnahme meines Vaters. Aber du wirkst so sanft wie ein Kätzchen und so verdammt …« – sie runzelte die Stirn wie ein Bauer, der sich einen verrotteten Maiskolben ansieht – »… *alt*.«

Clay zuckte die Achseln. »Die Zeit … ist eine alte Hexe.«

Die junge Frau lachte. »Ach ja? Nun, euch beiden hat sie tatsächlich übel mitgespielt.« Sie blinzelte in die Sonne hinauf.

»Wie dem auch sei, meine Mädels und ich, wir haben jetzt ein paar Silbermünzen, die wir ausgeben können, und dafür danke ich euch.«

Clay mühte sich mit einem schwachen Lächeln ab. Trotz der Tatsache, dass sie ihnen das Essen, die Münzen, die Waffen und jede Möglichkeit genommen hatte, sich die Füße in den kommenden langen, kalten Monaten warm zu halten, konnte sich Clay einfach nicht dazu bringen, die Frau zu hassen. Sie war freundlich gewesen – zumindest für eine Räuberin – und hatte den Anstand besessen, ihm *Schwarzherz* nicht abzunehmen. Immerhin.

»Wie heißt du?«, fragte er.

Ihr Grinsen wurde breiter. »Man hat mir schon so viele Namen gegeben«, sagte sie. »Diebin. Hure. Oder Abbild der Göttin Glif. Aber wenn du heute Abend am Herdfeuer diese Geschichte erzählst, kannst du sagen, dass es Lady Jain und die Seidenpfeile waren, die dir dein Gepäck abgenommen haben.«

»Ihr seid eine Truppe?«, fragte Clay.

»Wir sind so ein Banditen-Trüppchen«, antwortete sie. »Aber ich nehme an, es wird wohl noch Hoffnung für uns geben.« Sie eilte davon, und die Seidenpfeile verschmolzen mit dem Wald.

Clay stieß den Atem aus, von dem er nicht einmal wusste, dass er ihn angehalten hatte. Verzweifelt sah er zu, während Gabriel sich hinkniete und die Steine einsammelte, die er aus seiner Tasche gekippt hatte.

»Meinst du das ernst? Gibt es einen Grund dafür, dass du eine Handvoll Steine mit auf diese närrische Suche genommen hast?«

Gabriel ging zum Straßenrand. Nachdem er den Stein gefunden hatte, den Jain ins Gras getreten hatte, untersuchte er ihn, als sähe er ihn zum ersten Mal. »Sie haben doch Rose gehört«, sagte er. »Sie hat sie vom Strand mitgenommen, als wir in Uria gelebt haben. Ich dachte, ich nehme sie mit, falls sie …«

»Sie wird sie bestimmt nicht zurückhaben wollen«, fuhr Clay ihn an. »Es wird ihr vollkommen gleich sein, ob du ihr eine Handvoll Steine von der anderen Seite der Welt mitgebracht hast, Gabe. Sie ist schließlich kein kleines Mädchen mehr.«

»… falls sie tot ist«, beendete Gabriel den Satz. »Ich dachte, dass ich die Steine vielleicht auf ihr Grab legen kann. Ich glaube, das würde ihr gefallen.«

Clay schloss den Mund. In diesem Augenblick fühlte er sich wie ein Idiot.

Bald schulterten sie wieder ihr Gepäck, und zu Clays großer Überraschung fand er in den Tiefen seiner Tasche noch ein belegtes Brot. Er reichte die Hälfte davon an Gabriel weiter, der eine Augenbraue hob.

»Das ist Glück.«

Clay schnaubte verächtlich. »Wenn du meinst. Ich hoffe, dein unglaubliches Glück hält noch auf dem ganzen Weg bis nach Castia an.«

»Und wieder zurück«, bemerkte Gabriel, der so eifrig aß, dass er den Sarkasmus in Clays Stimme gar nicht bemerkt hatte.

Wenige Minuten später schluckte Clay den Rest seines halben Butterbrotes herunter – und damit auch die schmerzhafte Erinnerung an die Frau, die es geschmiert und belegt hatte. »Und wieder zurück«, sagte er schließlich ohne die geringste Überzeugung.

6

Die Monsterparade

Als ein Mann, der früher einmal seinen Lebensunterhalt damit verdient hatte, baufällige Ruinen zu erforschen und alles zu töten, was in ihrem Innern lauerte, wusste Clay mehr als die meisten über das Alte Dominium. Das uralte Reich der Druine hatte einmal die gesamte bekannte Welt umfasst, von Grandual im Osten bis zum Endland im Westen und auch den ausgedehnten Wald des Herzwylds dazwischen. Die Druine waren ausgezeichnete Handwerker und mächtige Zauberer, die mit Erlaubnis der Götter über die damals noch primitiven Stämme der Menschen und Monstren geherrscht hatten. Doch wie bei allem, was zu groß wird – ehrgeizige Spinnennetze zum Beispiel oder jene gigantischen Kürbisse, die als letzte geerntet werden –, wurde das Ganze irgendwann monströs und brach in sich selbst zusammen.

Die Exarchen, denen die Regierung der Städte des Dominiums oblag, lehnten sich gegen den herrschenden Archon auf, und damit brach ein Bürgerkrieg aus. Die Druine waren zwar unsterblich, aber ihre Zahl war eher gering (Moog hatte Clay einmal erzählt, dass die Druin-Frauen nur ein einziges Kind gebären konnten), und so füllten sie ihre Armeen mit Ungeheuern auf, die von den Exarchen seit Generationen zu besonderer Wildheit und Brutalität gezüchtet worden waren. Doch diese Kreaturen erwiesen sich als unbeherrschbar, und damit entstan-

den die ersten Horden: Gewaltige Gruppen streiften ungehindert durch das Alte Dominium und brachten ihm schließlich den Untergang.

Ein Exarch namens Contha errichtete eine Armee aus massiven Golems, die aus Stein gehauen und durch Runen gebunden waren, die … nun, in Wahrheit hatte Clay keine Ahnung, was es mit Runen auf sich hatte, und bei den meisten Golems, denen er auf seinen Reisen begegnet war, hatte es sich um herrenlose, umhertobende Moloche gehandelt. Jedenfalls waren Conthas Golem-Armeen durch die rasenden Horden zu Schutt zerschlagen worden, und der Archon hatte seine Festung aufgegeben und war unter die Erdoberfläche geflohen; niemand hatte ihn seitdem mehr gesehen oder etwas von ihm gehört.

Einige behaupteten, der Unsterbliche Contha sei inzwischen zurückgekehrt; er wandere über die zerfallenen Bollwerke seiner Zitadelle und betrauere den Untergang seines geliebten Dominiums und er sei nichts anderes mehr als ein Troglodyt, der Unsinn plappert und einsam und allein in der erstickenden Finsternis lebt.

Clay vermutete, dass er einfach nur gestorben war. Die Druine waren so langlebig, dass sie geradezu unsterblich erschienen, und doch konnten sie getötet werden – Clay hatte einmal gesehen, wie einer gestorben war. Es gab eine Menge unangenehmer Wesen dort unten in der Dunkelheit.

Die Ruine von Conthas Festung hatte während des Kriegs der Rückgewinnung als Sammelplatz gedient. In den Schatten ihrer Mauern hatte die Kompanie der Könige die Überreste der letzten Horde zurück in den Wald des Herzwylds gedrängt. Schließlich entstand eine Siedlung um die Trümmer herum – ein Ort, an dem all jene, die kühn genug waren, das Wyld zu betreten, sich sammeln und Proviant kaufen konnten, und diejenigen, die zurückkehrten, bekamen dort Gelegenheit, ihren neu erworbenen

Reichtum auszugeben oder die Erinnerung an die Schrecken wegzutrinken, denen sie mit knapper Not entronnen waren.

Bald war Conthas Lager zu einer richtigen kleinen Stadt herangewachsen. Jemand baute eine Mauer darum herum, und als aus der kleinen Stadt eine große, aufgeschwemmte wurde, baute jemand anderes eine größere Mauer. Irgendwann während dieses Prozesses war der Name zu Conthas zusammengezogen worden, und manchmal wurde es auch die Freie Stadt genannt, denn obwohl sie genau genommen innerhalb von Agrias Grenzen lag, beanspruchte der König (in diesem Falle war es der alte Truppengefährte Matrick) keine Länder, die so nahe an der Grenze der Wilden lagen, für sich. Also wurden dort keine Steuern erhoben und keine Zölle für die Waren, die sie passierten. Conthas war eine Bastion des Handels und der Möglichkeiten, einer der letzten wilden Orte in einer immer zivilisierter werdenden Welt.

Allerdings war Conthas auch ein Drecksloch, und soweit es Clay betraf, war es umso besser, je schneller sie die Stadt wieder hinter sich ließen.

Es war halb ein Uhr am dritten Tag nach ihrem Aufbruch aus Decktal. Clay und Gabe waren von der langen Reise müde, ihre Mäntel sahen staubbedeckt aus, und sie waren so hungrig, dass Clay das Wasser im Mund zusammenlief, als ihm ein Mann vor dem Tor etwas anbot, das wie eine verkohlte Ratte am Spieß aussah.

Ihre letzte Mahlzeit hatten sie vor zwei Tagen gegessen, als ein sadistischer alter Bauer ihnen je einen Apfel zugeworfen hatte, nachdem er sie Liegestütze auf der Straße hatte machen lassen. Clay hatte gestern eine Schildkröte gefunden, die das schlammige Ufer eines Baches hochgekrochen war, aber während er sich darangemacht hatte, ein Feuer zu entzünden, war Gabe mit der Schildkröte davongegangen und hatte sie freigelassen. Dann hatte er Clay mit der Versicherung besänftigt, dass Kallorek sie wie

Könige bewirten würde, sobald sie die Stadt erreicht hatten, und Clay gab diese Versicherung sogleich an seinen knurrenden Magen weiter. Doch leider war sein Magen weniger empfänglich für Unsinn als sein Kopf.

Conthas war noch immer derselbe alte Zirkus, an den er sich so gut erinnerte. Kein König – das bedeutete kein Gesetz und keine Wächter zur Aufrechterhaltung des Friedens oder zur Eindämmung von Gewalt, bevor sie aus dem Ruder lief. Keine Steuern bedeutete, dass niemand die Gosse säuberte oder die Straßen pflasterte. Und so wateten Clay und Gabriel durch etwas, von dem sie hofften, dass es nur Matsch war, während sie durch das weit offen stehende Tor in die Stadt einmarschierten.

Der Hauptteil der Stadt lag in einer Senke zwischen zwei Hügeln. Wie Schimmel kroch sie auf beiden Hängen hoch, eingehüllt in einen Mantel aus erstickendem grauen Rauch. Clay sah, dass mehrere Feuer unbeaufsichtigt brannten, aber niemand schien sich deswegen Sorgen zu machen, und keine Feuerwehr lief auf sie zu und löschte sie. Im Norden erhob sich die verschlossene Festung von Conthas wie eine geballte Eisenfaust unter der gleißenden Sonne. Am Südhang wurde so etwas wie ein Tempel gebaut – er war noch nicht vollendet und also in Gerüste eingehüllt.

Es hieß, die Freie Stadt ziehe alle Arten von Menschen an, hauptsächlich aber die schlechten. Helläugige Abenteurer aus ganz Grandual kamen nach Conthas, denn sie hatten den Traum, sich einer Truppe anzuschließen und das Wyld zu bereisen. Doch diese Träume wurden unausweichlich verzerrt, so wie etwas, das von einem Spiegel aus minderwertigem Glas reflektiert wird. Oder der Spiegel wurde gleich über ihren Köpfen zerbrochen.

Hier konnte man keinen Stein werfen, ohne einen Abenteurer, einen Dieb oder einen Diebsfänger, einen Kopfgeldjäger, einen Rauchzauberer, einen reisenden Barden, einen Krallenmakler,

eine Sturmhexe, einen Söldner oder jemanden zu treffen, der sein Geld mit einem von ihnen zu machen versuchte: Rüstungsschmiede, Eisenhändler, Huren, Weissager, Würfler und Kartenhaie. Drogenhöker lungerten an Gasseneingängen herum, während sich ihre Beute – die Abhängigen mit Messern in den Händen, blutigen Rillen in den Armen und glückseligem Grinsen auf den ausgezehrten Gesichtern – im Schlamm lümmelte. An jeder Ecke stand ein Händler, der magische Schwerter oder undurchdringliche Rüstungen verkaufte, oder ein Alchemist, der Tränke anbot, mit denen angeblich Liebe erregt, unter Wasser geatmet oder Unsichtbarkeit erlangt werden konnte. Clay sah sogar eine Flasche mit dem Etikett UNSTERBLICHKEIT.

»Was kostet sie?«, fragte er die alte Frau, die sie verkaufen wollte.

»Hundertundeine Hofmark«, verkündete sie. »Ohne Rückgaberecht.«

Clay warf einen zweifelnden Blick auf die Flasche. »Das sieht wie Wasser aus, mit Gras drin.«

Die Frau sah ihn finster an, bis er weiterging.

Auf der Straße der Schreine kamen sie an Tempeln vorbei, die jedem Mitglied der heiligen Tetrea geweiht waren. Clay hörte Schreie aus den vergitterten Fenstern des asketischen Refugiums der Winterkönigin und Luststöhnen hinter den Seidenvorhängen des Heiligtums der Frühlingsjungfer. Vor dem Tempel von Vail dem Heiden hatte sich eine Schlange gebildet. Er vermutete, dass es sich um Bauern handelte, die für eine gute Ernte beten wollten. Viele hatten zappelnde Kälber oder blökende Lämmer dabei, die sie dem Herbstsohn als Blutopfer darbringen wollten. Ein verzweifelt wirkender Mann hielt eine räudige Katze in seinen Armen. Das Tier hatte sein Schicksal anscheinend bereits erraten, denn die Arme und das Gesicht des Bauern zeigten ein Netz aus feurig roten Kratzspuren.